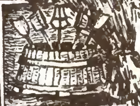


Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens




MAX BÜRK



...aft

...l.

...der

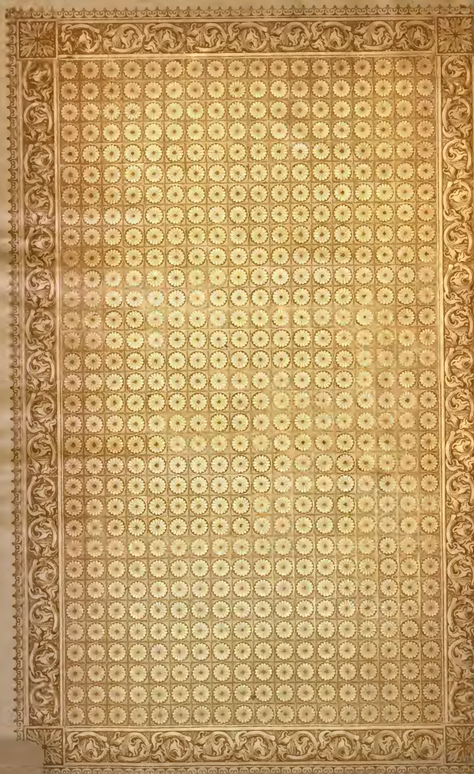
...lder.

...ein-
...chen
...des
...uch

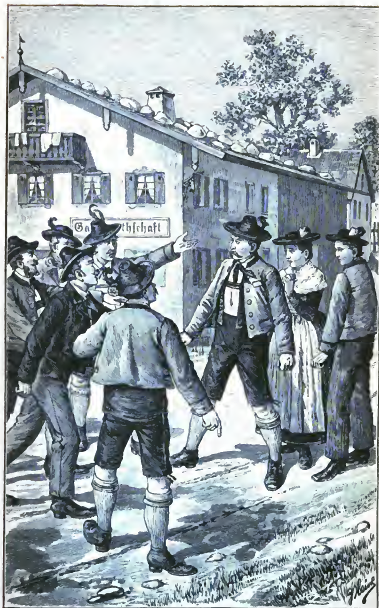
...ine
...zu
... zur Verfügung stehen.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen an; wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.





Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Der Raffa“ von Friedrich Dolch. (S. 89)
Originalzeichnung von G. Heine.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

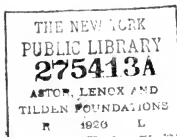
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.

Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichniß.





Siegfried Sander & Sohn.

Roman

von

Woldemar Urban.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Zehntes Kapitel.

Herr v. Corssen, der, auf Cäcilie wartend, in der stillen Straße langsam auf und ab gegangen war, hatte sich während des langen Ausbleibens seiner Tochter eine Cigarette angesteckt und philosophirte im Stillen vor sich hin. Er fragte sich, was wohl einen Mann, der mit fünf gesunden Sinnen begabt war, veranlassen konnte, sein Leben in einer so traurigen Bude zu verbringen, wie der alte Sander das that. Der Mann war ja vermögend, und wenn er sein Geschäft verkaufte, sogar reich! Wenn er beim Verkauf seines Geschäftes schlau zu Werke ging, so konnte er auf einen Schlag Millionen verdienen. Herr v. Corssen hatte schon verschiedene Male gehört, wie große Fabriken in Aktiengesellschaften umgewandelt und dabei von den alten Besitzern kolossale Summen verdient worden waren! Man mußte das nur gut machen und dem Publikum die Aktien auf eine feine Manier zu hohem Kurse aufzuhängen verstehen. War das einmal geschehen, dann konnte ja aus der ganzen Sache werden, was wollte. Aber Herr v. Corssen

meinte, daß in dieser Beziehung mit dem alten Sander nichts anzufangen wäre. Der alte Konsul war nach seinem Dafürhalten ein im Hergebrachten, in dem Ueberlieferten verknöcherter Mensch, der sich in die neue Zeit nicht hinein fand. Mit dem jungen Sander war schon eher etwas zu machen, und Herr v. Corssen nahm sich auch vor, bei erster Gelegenheit eine Anregung in diesem Sinne zu geben.

Da Cäcilie rücksichtslos genug war, ihren Vater immer noch warten zu lassen, so überlegte Herr v. Corssen weiter, was das für eine hübsche Sache wäre, wenn sie sich — er rechnete sich dabei natürlich mit zur Familie Sander — mit einer jährlichen Rente von etwa hunderttausend Mark aus dem Baumwollenkram herauswickeln könnten, und in Betrachtung dieser hübschen Sache fand er, daß alte Männer manchmal doch zu alt würden und jungen Männern dadurch die ärgerlichsten Hindernisse bereiteten. Es ist doch wahrhaftig nicht Jedermanns Sache, sich mit Baumwollenballen, Konjunkturen, Kontobüchern und Arbeiterpack abzugeben und lebenslang in öden, langweiligen Komptoirs zu sitzen. Herr v. Corssen fand ferner, daß es nur recht und billig wäre, wenn man, ebenso wie man junge Leute bis zu einem gewissen Alter für unmündig erklärt, auch alte Leute von einem gewissen Alter ab wieder entmündige.

Als er noch mit juristischem Scharfblick das Vorzügliche einer solchen Einrichtung erwog, kam eine wankende und weinende Gestalt über die Straße herüber und fiel ihm fast in die Arme.

„Cäcilie!“ rief Herr v. Corssen erstaunt, „was ist geschehen? Was ist Dir?“

Und als sie vor Schluchzen nicht gleich antworten konnte, fragte er weiter: „Wo hast Du das Geld?“

„Es ist Alles aus, Vater!“ stöhnte Cäcilie mühsam. „Komm!“

„Was sagst Du? Warum nicht gar! Komm nur, ich

will Dir erzählen, was ich mir ausgedacht habe. Sei doch kein Kind. Es geht ja nun erst recht an!"

„Du weißt nicht, was Du sprichst, Vater. Du bist verloren, sage ich Dir! Heute Abend hat man schon in offener Volksversammlung Dich — Dich, einen — — nein, Vater, ich bringe es nicht über die Lippen!" stieß Cäcilie wie im Fieber hervor, dabei immer eilig ihren Vater mit fortziehend, als ob ihr der Boden unter den Füßen brenne.

Herr v. Corssen wurde etwas bleicher. Er warf seine Cigarette fort.

„Hat man etwas Nachtheiliges von mir gesagt? Du mußt nicht darauf hören, mein Kind. Ich habe, wie das in meiner Stellung nicht anders sein kann, viele politische Feinde, die keine Gelegenheit versäumen —"

„Ach, von Politik war nicht die Rede. Einen — einen Dieb hat man Dich genannt!"

Der Oberamtsrichter verstummte auf der Stelle. Sein Gang wurde eigenthümlich schleppend, und das eine Bein knickte etwas zusammen, als ob ihn der Schreck so übermannt hätte, daß er zusammenbrechen müsse. Cäcilie fühlte es.

„Vater!" rief sie ihm ängstlich zu.

„Ja, was ich sagen wollte —" lallte er, ohne jeden Gedanken und ohne jede Ueberlegung, wie geistesabwesend. Dann aber faßte er sich rasch wieder; sein Gang wurde straffer, und seine Stimme hatte wieder festen, selbstbewußten Klang, als er fortfuhr: „Was ich sagen wollte — diese Leute werfen immer alles Mögliche auf die Straße, und dann gleitet man aus. Aber siehst Du, Cäcilie, das ist im politischen Leben nicht anders. Da ist man den häßlichsten und hämischesten Angriffen ausgesetzt."

„Aber es ist ja gar nicht von Politik die Rede, sondern davon, daß man in öffentlicher Versammlung Deine Unterschlagung besprochen und Dich als Dieb bezeichnet

hat! Was kannst Du thun, um die Leute Lügen zu strafen? Auf den Konsul verlaß Dich nur ja nicht. Er hat sich verschworen, Dir auch nur mit einem rothen Heller zu Hilfe zu kommen."

Herr v. Corssen war jetzt wieder vollkommen ruhig.

„Nun ja, das sieht und hört sich sehr schlimm an," sagte er wieder in seiner gewöhnlichen vornehmen und herablassenden Art, „aber es verhält sich doch wesentlich anders. Was ich dagegen thun werde, fragst Du? Nun, was werde ich anders thun, als morgen früh zum Kollegen Wolf gehen, ihm die Kasse übergeben und dann die Verleumder einstecken lassen. Was soll ich denn weiter thun?"

„Ja. Aber wo wirst Du das Geld hernehmen?"

„Das laß nur meine Sorge sein, mein Kind," antwortete er stolz und ruhig, so daß ihn seine Tochter überrascht ansah.

Nach einer Pause fuhr er wieder fort: „Jetzt aber habe ich die Lauferei satt, komm, dort drüben stehen Droschken. Unsere Wege gehen ja ohnehin hier auseinander. Du fährst nach Deiner Villa hinaus, und ich fahre nach Hause."

Sie sah ihn etwas mißtrauisch an. Aber er war vollständig ruhig wie immer. Nicht das geringste Außergewöhnliche ließ sich an ihm wahrnehmen.

„Vater —" sagte sie unentschlossen.

„Was willst Du noch, mein Kind?"

„Sage mir, was Du vor hast. Ich habe solche Angst."

„Was soll ich denn nur vorhaben? Ich sagte Dir ja, was ich vorhabe. — Sei nur still. Ich versichere Dich, daß ich meine Angelegenheiten in einer Weise regeln werde, die für mich und für Dich nichts zu wünschen übrig lassen wird. Gute Nacht, mein Kind. Oder soll ich Dich begleiten?"

„Ich möchte lieber Dich begleiten," murmelte sie unschlüssig.

„Welcher Einfall! Ich weiß gar nicht, was Du befürchtest! Ich habe mich in meinem Leben aus so mancher Kalamität herausreißen müssen, warum sollte ich denn das nicht auch hier fertig bringen? Fahre nur ruhig zu. Gute Nacht, Cäcilie."

Damit hob er sie in einen Wagen und sagte dem Kutscher ihre Adresse. Er selbst stieg in einen anderen und fuhr nach Hause.

Cäcilie drückte sich in die Wagenecke und suchte sich Klarheit über ihre eigenen Gedanken zu verschaffen. Was beabsichtigte ihr Vater in seiner fürchterlichen Lage zu thun? Ihr natürliches Gefühl entsetzte sich bei dem Gedanken an eine Katastrophe von der Art, wie sie ihr Vater selbst angedeutet hatte, um sie zu bereden, sich zum alten Sander zu begeben. Nun war das geschehen, und zwar erfolglos. Die Lage ihres Vaters war seitdem statt besser, schlimmer geworden. Sein Fehltritt war bekannt. Würde er nun thun, was er gedacht hatte?

„Er thut es nicht, er thut es nicht!" beredete sie sich, leise vor sich hinmurmelnd. Hielt sie ihn für zu feig dazu? Oder spiegelte sie sich vor, er habe noch Hilfsquellen, auf die er sich verlassen konnte? Und wenn er es doch that! Wenn man ihr morgen früh meldete: „Dein Vater ist todt" — was dann? Sie fröstelte. Bei dem Gedanken an den kalten, unerbittlichen Tod schauerte die lebensvolle, kräftige und jugendliche Gestalt unwillkürlich zusammen.

Aber allmälig, als sie sich erst an den Gedanken gewöhnt hatte, trat das natürliche kindliche Gefühl etwas zurück, und die kalte Vernunft beherrschte sie mehr und mehr. Wenn ihr Vater plötzlich starb, so erschien ihr das Angesichts seiner momentanen unglücklichen Lage minder traurig und trostlos, als vielmehr erlösend und befreiend.

Es erschien ihr, als wenn sie dadurch mehr Luft bekäme, und sie eine immer schwerer und schwerer werdende Last los würde.

Frau Cäcilie war eben durch und durch ein Kind der neuen Zeit, sie war angekränkelt von der zerfasernden, zersetzenden modernen Moral. Aufgewachsen ohne jenes innige Zusammengehörigkeitsgefühl der Familie, kannte sie auch nicht die stählende Kraft, die darin wurzelt und die selbst einem widrigen Geschick trotzt. Aber weit davon entfernt, das für eine Schwäche zu halten, sah sie es vielmehr für eine Stärke an, die sie erhaben mache über Alles, was andere Menschen in Mitleidenschaft zieht. Sie glaubte sich über die Menschlichkeit zu erheben und ahnte kaum, wie sie das berechnende Kalkül ihres Verstandes immer mehr und mehr von dieser entfernte.

Frau Cäcilie war noch tief in ihre Gedanken versunken, als der Kutscher plötzlich heftig an das vordere Fenster pochte und rief: „Gnädige Frau! Gnädige Frau! Es brennt ja in der Villa Cäcilie!"

Einen Augenblick war sie wie vor Schreck gelähmt. Dann riß sie den Kutschenschlag auf und stürzte aus dem Wagen heraus. Sie war kaum noch zweihundert Schritt von der Brandstätte entfernt, und sie sah durch eine dünne Baumgruppe hindurch, wie dicke, rothleuchtende Rauchwolken, lohende Feuergarben und wirbelnde Funkenmassen in die Nacht emporloderten. Es war ein wildschöner Anblick, wie das entfesselte Element prasselnd und knatternd über den dunkeln Nachthimmel hinlohte, unwiderstehlich vernichtend und zerstörend, was in seinem Bereich war, aber Frau Cäcilie fühlte, wie heiße Thränen über ihre erhitzten und erregten Wangen floßen. Ihre ganze Garderobe, ihr Schmuck, all' die tausend Zierlichkeiten und Nippsächelchen, die sie in der letzten Zeit zusammengetragen, all' der Tand, der ihr Leben ausmachte, die Früchte ihres

Denkens und Trachtens, ihres ganzens Daseins, Alles, woran ihr Herz hing — dort loderte es auf in glühenden, sprühenden Feuerwolken.

Sie ballte die Hände im ohnmächtigen Zorn. Wer hatte ihr das gethan? Oder wenn es ein Zufall, warum ereilte dieses Jammergeschick nicht irgend eine alte Bude in der Stadt, oder die rauchige, häßliche Fabrik dort drüben, oder sonst irgend etwas? Warum gerade ihr schönes, zierliches Haus, das zur Freude der Menschen und zum Stolz und Schmuck seines Besitzers dort so vornehm, so einladend stand? Sie hätte wüthen und schreien mögen, aber was half das Alles gegen das allmächtige Element, das immer toller, immer lustiger die Feuergarben hoch in die Lüfte wirbelte, als ob es tückische Kobolde gewesen wären, die sie necken und höhnen wollten. —

Wie verschieden die Menschen doch sind und ihr Denken und Thun! Vielleicht in demselben Augenblick, wo der alte Sander in Angst und Sorge um seine Fabrik und seine Firma ohnmächtig zusammenbrach, stand hier seine elegante, stolze Schwiegertochter, ballte die Fäuste und stampfte in ohnmächtiger Wuth mit dem Fuße auf die Erde, just weil es nicht seine rauchige, häßliche Fabrik, sondern ihre Villa war, die der unerbittlichen Elementargewalt zum Opfer fiel.

Elftes Kapitel.

Melanie Sander hielt sich in mancher Beziehung für recht bedauernswerth und hatte in der That infolge ihrer sonderbaren Stellung zum Hause Siegfried Sander & Sohn gegenüber den Leuten, die sie mit ihrem frischen, übervollen Herzen am meisten liebte, einen schweren Stand. Ihr Vater, den sie mit all' ihrer schwärmerischen Kindes-

liebe verehrte, die durch die jahrelange Trennung von ihm nur noch heftiger entfacht worden war, wollte gleichwohl nichts von ihr wissen, und der junge Janssen, der Einzige, der ihr in der Heimath stets mit frischer, natürlicher Sympathie entgegengekommen war, an dem ihr Träumen und Hoffen hing, sollte ihr durch Pflicht und Gehorsam gewaltsam entfremdet werden. Ein Anderer, ihr Aufgedrungener, sollte an seine Stelle treten. Dazu kam, daß sie, in der Pension erzogen und zur feinen Dame gemacht, keine Ahnung vom wirklichen Leben hatte. Direkt aus der Pension war sie mitten in eine gährende, aufgeregte Welt geworfen worden. Sie sah in der Aufregung der Arbeiter gegen ihren Vater, die ihr ja nicht verborgen bleiben konnte, nicht mehr und nicht weniger als den Umsturz aller Dinge, sie konnte sich schlechterdings kein Bild von der Welt machen, in der ihr Vater nicht der unbedingte Gebieter und Herrscher war. Kein Wunder also, daß ihre hübschen, treuherzigen Augen in letzter Zeit häufiger feucht wurden und mehr Thränen vergossen, als zu irgend einer Zeit vorher.

Wahrhaftig, nur mit schwerem Herzen hatte sie sich entschlossen, sich an dem Morgen, an dem sie nach Brighton abreisen sollte, krank zu stellen. Sie sah aber in ihrer Noth keinen anderen Ausweg.

Nun war gar die schreckliche, bedrohliche Arbeiterversammlung gewesen, dann war die Villa Cäcilie abgebrannt, ihr Vater in eine schwere Ohnmacht gefallen. Nun war es natürlich mit ihrer gemachten Krankheit vorbei. Ihr Platz mußte nun — nach ihrer kindlichen Idee — einzig und allein am Bett ihres Vaters sein, wo sie darüber wachen wollte, daß nichts verabsäumt wurde, was ihn wiederherstellen konnte.

Aber ihr Schicksal hatte wirklich etwas tragi-komisches. Als sie am Morgen nach kurzem Schlummer hinunter zu

ihrer Mutter kam, ängstlich besorgt und athemlos, sagte sie stürmisch: „Wie geht es dem Vater?"

Frau Sander sah sie etwas erstaunt an. „Wie soll es ihm gehen? Gut geht es. Aber er ist sehr beschäftigt."

„Wo ist er?"

„Im Komptoir. Was willst Du von ihm? Du weißt doch, ihm ist nirgends wohler, als in seinem Komptoir. Störe ihn also nicht."

„Aber heute Nacht war er doch so krank!"

„Nun ja, aber es hatte keine ernsten Folgen."

Nun war ihr ganzer Krankenpflegerin-Traum zunichte.

„Ich möchte ihm gern Guten Morgen sagen. Laß mich einen Augenblick zu ihm hinunter, Mama."

„Ich habe nichts dagegen. Aber er wird es nicht gern sehen."

„O, nur einen Augenblick!"

Sie ging hinunter.

Als sie durch das Komptoir ging, schüchtern und ängstlich, weil sie wohl wußte, daß sie nicht hierher gehörte, achtete sie kaum auf all' die respektvollen Grüße, die ihr das Personal von allen Seiten darbrachte, aber sie vermißte Janssen an seinem Platze. Sie wußte noch nicht, daß er seine Entlassung genommen hatte.

Auch sonst schien ihr Alles wie verwandelt. Sonst herrschte hier überall Ruhe, ordnungsgemäße Arbeit und strenge Regel. Heute standen die Herren in kleinen Gruppen beisammen, sprachen leise miteinander und schauten sie so sonderbar an, als sie zwischen ihnen durchging.

„Kann ich mit Papa sprechen?" fragte sie einen älteren Herrn, der in der Nähe des Privatkomptoirs des Herrn Sander saß.

„Der Herr Konsul ist drinnen, gnädiges Fräulein," erwiederte dieser und wies mit der Feder nach dem Zimmer. Sie trat schüchtern und zögernd ein.

Der Konsul stand an seinem Pulte, hatte den Kopf leicht in die Hand gestützt und schien über etwas nachzudenken. Er hörte sie gar nicht kommen.

„Papa!“ rief sie leise.

„Was willst denn Du schon wieder?“ fuhr er unwillig auf.

Sie hatte ihn, wie es ihr dünkte, seit einer Ewigkeit nicht gesehen, und er sagte: schon wieder!

„Ich — ich wollte Dir nur Guten Morgen sagen, Papa, nur fragen, ob Du wieder wohl seiest —“

„Papperlapapp! Du weißt, ich kann das Weibergetratsch nicht leiden. Geh' zur Mutter. Ich habe zu thun.“

„Ich war schon bei Mama —“

„Nun, so geh wohin Du willst. Du bist hier im Wege.“

„Darf ich mich nicht ein wenig dort in die Ecke setzen, Papa? Ich will so ruhig sitzen, daß Du mich gar nicht hörst und Dich wahrhaftig nicht stören,“ bat sie.

„Ach, Unsinn!“ antwortete er und wandte sich wieder seinem Pulte zu.

Das sah sie schon als eine Erlaubniß an. Sie ging leise nach dem hinteren Theil des Zimmers und setzte sich hier still in einen alten Sessel. Das war ihr der liebste Platz — so groß die Welt auch war. Von hier aus sah sie ihm zu, wie er schrieb und rechnete, und wenn er einmal auffah, oder nachdenklich einige Male hin und her ging, so verschanzte sie sich hinter einem Buche und that, als ob sie läse.

Aber heute kam das anders. Schon nach einer kurzen Pause wandte sich plötzlich ihr Vater nach ihr um und sagte kurz: „Apropos, da Du wieder gesund bist, so kannst Du sofort abreisen!“

Sie stand wieder auf und richtete die schüchternen Augen demüthig bittend auf ihn.

„Papa, laß mich doch hier! Nur einige Tage noch.“

„Weshalb denn?"

„Ich komme um vor Angst, wenn Du mich jetzt fortschickst."

„Du bist eine rechte Närrin, Melanie! Was hast Du Dich denn zu ängstigen? Vor wem denn? Vor was denn? Wenn ich mich nun auch immer ängstigen wollte, wenn ich einmal Eines von euch nicht sehe. Was können Dir denn die paar Tage nützen?"

Er sah sie prüfend an. Daß sie ein hübsches Mädchen war, das wußte er schon lange, aber er betrachtete sie jetzt mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit. Er wollte nachforschen, in ihrem Gesicht lesen, ob sie wohl im Stande war, einem jungen Mann den Kopf in der Weise zu verdrehen, daß er ihr zu Liebe sechstausend Mark jährlich fahren ließ, oder ob nicht, wie er sehr geneigt war zu glauben, schließlich Alles auf eine pekuniäre Spekulation des jungen Janssen hinauslief, der sich auf diese Weise eine reiche Frau verschaffen wollte.

Sie schlug unter seinem forschenden Blick die Augen nieder.

„Nur so lange laß mich noch hier, Vater, bis wieder Alles ruhig in der Fabrik ist," antwortete sie bittend.

„Was hast Du denn die Augen niederzuschlagen, wenn ich mit Dir rede? Wenn man mit Jemand spricht, so sieht man ihn an. Hat man Dich diese Dummheiten in der Pension gelehrt?"

Sie hob den Blick wieder und sah ihn an. Sie hatte wirklich hübsche Augen, und in ihrem Blick lag ein so trauter, heimlicher Zauber, so daß Sander unmöglich annehmen konnte, der junge Janssen sei lediglich ein verächtlicher Spekulant. Vielleicht war es, wie in so vielen Fällen, halb dies, halb jenes, dachte er.

„Höre 'mal zu, Melanie," fuhr er streng fort. „Ich habe Dir schon neulich einmal gesagt, daß ich gewisse

Scherwenzeleien mit den Leuten, die hier im Komptoir sind, nicht leide. Das hat leider nichts genützt, denn der junge Janssen hat Deinetwegen seine Stellung aufgegeben. Gott mag wissen, was aus dem armen jungen Mann noch werden wird. Du siehst daraus, wie gefährlich es unter Umständen ist, wenn Du Leuten unter Deinem Stande Hoffnungen machst, die Du nicht erfüllen kannst. Denn das glaubst Du doch wohl nicht, daß aus solchen Geschichten etwas Ernstliches werden könnte?"

Melanie war wie niedergedonnert. So hatte ihr Vater noch nie mit ihr gesprochen. Heiße Blutwellen schossen ihr in den Kopf, ihr Athem stockte, und ihr Herz schlug zum Zerspringen. Was sollte sie sagen? Ihre Lippen zuckten, aber sie brachte keinen Ton heraus. Nach einer Pause fuhr ihr Vater etwas milder, aber immer noch ernst und eindringlich fort: „In Deinem Alter sieht man mit den Augen der Eltern immer noch besser, als mit den eigenen, und deshalb sollst Du nach Brighton, sobald wie möglich, damit diese Dummheiten hier ein Ende nehmen. Was für Deine Zukunft erwünscht und vortheilhaft ist, weiß ich denn doch immer noch besser, als Du, und ich dulde deshalb nicht, daß Du mit kindischer Schwärmerei und eigensinnigem Trotz meine Pläne durchkreuzest. Hast Du mich verstanden, Melanie?"

Ach, schon aus seinen Mienen hatte sie gelesen, was kommen sollte, sie hatte gezittert und geseufzt, während er sprach. Sie wußte nur zu wohl, wie sehr ihre Ansichten über die Zukunft mit denen ihres Vaters auseinander gingen. Sie hätte sich ihm zu Füßen werfen mögen, um ihm zu sagen, daß er über ihr Herz im Irrthum sei, daß sie es unwiederbringlich und unrettbar verloren habe und nie heirathen könne, wenn nicht eben den jungen Janssen. Aber sie wußte wohl, daß ihr Vater ein Feind aller solcher aufregender Auftritte war. Er befahl, und damit war die

Sache erledigt. Sie hätte nie gewagt, ihm zu widersprechen. Freilich glaubte sie auch von ihm erwarten zu können, daß er sie nie gegen ihren Willen zu einer Heirath zwingen würde. Aber damit hatte sie noch nichts gewonnen, denn wie sie ihren Eltern eine Heirath mit Georg Janssen als möglich und plausibel darstellen sollte, das war ihr vorläufig noch ein Räthsel. Nur so viel war ihr klar, daß sie ihrem Vater jetzt damit noch nicht kommen durfte, ohne die heftigsten Gegenmaßregeln hervorzurufen. Sie hatte schon daran gedacht, ihrer Mutter ihr Herz auszuschütten, und jetzt war sie nun dazu entschlossen. Jetzt wollte sie nicht mehr zögern. Und wenn sie vorläufig auch nichts weiter erreichte, als den Aufschub der verhaßten Reise nach Brighton. Aller Schrecken der Welt hieß für sie Brighton. Eine wüste Insel im Nordmeer mit lauter Walrossen konnte ihr nicht furchtbarer sein.

„Hast Du mich verstanden?“ wiederholte der Konsul mit starker Stimme.

„Ja, Papa,“ antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen.

„So geh nun. Ich habe zu arbeiten.“

„Und nicht wahr, Papa, eine Woche noch darf ich hier bleiben?“ fragte sie schüchtern.

„Wir wollen sehen. Jetzt geh Deiner Wege. Geh.“

Nachdem Melanie ihren Vater wieder allein gelassen hatte, saß dieser noch lange Zeit nachdenklich still und überlegte sich in seiner ruhigen, klugen Art als gewiegter Geschäftsmann, was wohl unter den Leuten draußen auf der Fabrik gesprochen werden würde, wenn auch heute die Pensionskasse die fälligen Pensionen nicht auszahlen könne. Denn daß Herr v. Corssen das Defizit auf eine legale Art decken könnte, galt für ihn als ausgeschlossen. Die Leute würden also vermuthlich wieder in ihrer Art über Spitzbüberei und Lumpenthum reden, die Aufregung würde

wachsen, und neuer Stoff zu weiteren Aufwiegeleien wäre vorhanden. Was Andere verschuldet, mußten Sander & Sohn schließlich ausbaden.

Das aber wollte und mußte der Konsul verhindern, und nach einer Weile nahm er endlich die Feder zu Hand und schrieb eigenhändig — was er sonst nie that, da er Stenographen und Schreiber in seinem Komptoir genügend zur Verfügung hatte — folgenden Brief:

„Herrn Landgerichtsrath Wolf, Hochwohlgeboren, hier.

Sehr geehrter Herr!

Da mir bekannt geworden ist, daß die von Ihnen geleitete Wittwenpensionskasse angeblich durch eine Defraudation in augenblickliche Zahlungsstockung gerathen ist, und ich nicht wünsche, daß diese unter meinen Arbeitern zur Vergrößerung einer ohnehin bedenklichen und bedrohlichen Aufregung ausgebeutet wird, so stelle ich Ihnen hiermit die Mittel zu Verfügung, deren Sie bedürfen, um die sofortigen Auszahlungen der fälligen Pensionen bewirken zu können. Haben Sie die Güte, diese Mittel gegen Quittung an meiner Kasse einziehen zu lassen.

Um aber nicht in den Verdacht zu kommen, daß ich andere, als die oben angegebenen Gründe zur Hergabe dieser Geldmittel habe, bemerke ich gleichzeitig, daß weder ich persönlich, noch meine Firma zu dem derzeitigen Schatzmeister der Wittwenkasse, Herrn v. Corssen, in irgend welcher Beziehung stehen, und ich nicht wünsche, daß eine Untersuchung und, im Fall einer straffälligen Defraudation, eine angemessene Bestrafung unterbleibe.

Ich sehe einer umgehenden Beantwortung entgegen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Siegfried Sander,

in Firma Siegfried Sander & Sohn."

Er couvertirte das Schreiben sorgfältig und klingelte dann. Ein Bote trat ein, die Mütze, an der in sorgfältig

geputztem Nickel die Buchstaben S. S. & S. glänzten, bescheiden in der Hand.

„Tragen Sie diesen Brief sofort an seine Adresse und bringen Sie mir Antwort darauf. Sie werden den Herrn wahrscheinlich noch in seiner Privatwohnung treffen. Gehen Sie also zunächst dahin,“ befahl Herr Sander.

Der Bote ging. Der Adressat wohnte nicht weit. Schon nach wenigen Minuten trat der junge Mann in der Wohnung des Landgerichtsrathes ein und fand denselben auch richtig noch vor. Es war ein Mann von einigen sechzig Jahren. Haar und Bart waren stark ergraut, die Augen ruhig, gutmüthig und nachdenklich, ein echter Norddeutscher. Wolf empfing den Boten ohne Weiteres und nahm den Brief entgegen. Während er ihn las, schien seine ruhige, behäbige Stimmung zu wechseln. Unruhige Falten zeigten sich auf der Stirne, und das ganze Gesicht nahm einen ärgerlichen Ausdruck an. Noch gestern Abend hatte er wirklich geglaubt und gewünscht, diese unangenehme Angelegenheit würde sich in einer Weise regeln, daß Herr v. Corssen intakt aus ihr hervorgehen könne. Er mußte das wünschen, nicht nur im Interesse der Kasse selbst, sondern ganz besonders im Interesse des Herrn v. Corssen und des ganzen Beamtenstandes. Welch' ein Skandal nun wieder! Ein Oberamtsrichter als Defraudant! Wie würde man diesen Fall wieder in den Zeitungen breittreten und mit hämischen Glossen versehen! Wolf selbst war ein viel zu gewissenhafter und pflichttreuer Beamter, um seinen Kollegen in irgend einer Weise in Schutz zu nehmen. Aber was er fürchtete, das war der öffentliche Skandal. In jeder Heerde ist bekanntlich ein räudiges Schaf, wie man zu sagen pflegt, also konnte auch ein Mann in öffentlicher Stellung einen Fehler begehen. In unserer heutigen Zeit aber, wo die Gegensätze so hart aufeinander platzen, büßt nicht nur der Betreffende, sondern der ganze Stand wird

herabgezogen und verächtlich gemacht. Und gerade die Beamten sollten nach Wolf's Meinung in dieser Hinsicht mit leuchtendem Beispiel vorangehen und jedes Aergerniß vermeiden. Das war nun eben im vorliegenden Falle anders, und deshalb gerieth Wolf in Aufregung, deshalb war ihm die ganze Geschichte so peinlich und fatal.

Er ließ den Boten warten und ging nach seinem Arbeitszimmer, um die Antwort an den Konsul Sander aufzusetzen. Er schrieb, daß er für das generöse Anerbieten der Firma Sander & Sohn im Interesse der Betheiligten seinen Dank abstatte und noch im Verlauf des Vormittags das Nöthige veranlassen werde.

Allein er war noch nicht mit dem Schreiben fertig, als ihm sein Dienstmädchen mittheilte, daß Herr v. Corssen ihn zu sprechen wünsche und im Salon auf ihn warte.

Der Landgerichtsrath war nicht wenig von dieser Meldung überrascht. Was konnte denn der Mann noch von ihm wollen? Er ließ ihn aber nicht warten, sondern begab sich sofort nach seinem Salon, wo er thatsächlich Herrn v. Corssen vorfand, elegant und schneidig wie immer, sogar mit einem Anflug heiterer Laune.

„Lieber Herr Kollege,“ sagte Herr v. Corssen jovial und mit einem fast zärtlichen Ausdruck auf dem Wort „Lieber“, „Sie sehen heute einen Störenfried vor sich, der nicht einmal Ihre häuslichen Ruhestunden respektirt. Aber Sie werden mich entschuldigen, nicht wahr? Ich bitte sehr.“

„Womit kann ich dienen, Herr Oberamtsrichter?“ fragte Wolf kurz und sehr kühl.

„Mein Gott, eine Bagatelle. Sie wissen ja, in gewissen Sachen kann man nicht pünktlich genug sein, und ich wollte mir deshalb noch erlauben, unser kleines Kassengeschäft von gestern Abend in Ordnung zu bringen. Sie sind doch geneigt, die Papiere in Empfang zu nehmen?“

„Bitte sehr.“

Erstaunt sah der Landgerichtsrath, wie Herr v. Corssen sich anschickte, die Papiere aus der Brusttasche zu ziehen. Sollte er wirklich in der Lage sein, das Defizit zu decken? Das wäre ja vorzüglich! Wolf freute sich sogar darauf und wurde in der Hoffnung, Alles glatt beglichen zu sehen, um Vieles freundlicher.

„Wie Sie sehen, mein lieber Kollege, beläuft sich der Kassenbestand nach diesem Status auf 7192 Mark und 76 Pfennig.“

„Richtig, ganz richtig.“

„Ich habe nun der Einfachheit halber und da es mir wirklich darum zu thun war, möglichst sofort die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, mir ein Accept für diesen Betrag von meinem Schwiegersohn, der mir alle meine Kassengeschäfte besorgt, geben lassen, das ich Ihnen hiermit einhändige. Ich hätte es selbst einkassirt, wenn dazu Zeit gewesen wäre. Indessen haben Sie ja nichts weiter zu thun, als an die Kasse von Sander & Sohn zu schicken, um das Papier zu präsentiren. Ich hoffe, ein Wechsel auf diese Firma ist Ihnen gut genug, um mir dagegen Decharge zu ertheilen.“

Wolf nahm den Wechsel in die Hand und warf einen kurzen Blick darauf. Dann einen viel längeren auf Herrn v. Corssen. Die Summe stimmte ja. Das wußte er aus dem Kopf. Aber trotzdem wurden seine Mienen jetzt so ernst, so eisig und bleich, daß es sogar Herrn v. Corssen nicht ganz wohl dabei zu werden schien.

„Was fällt Ihnen dabei auf, lieber Kollege?“ fragte er, nur mühsam seinen kordialen Ton beibehaltend.

„Ich wußte nicht, daß Sie in so freundschaftlicher Verbindung mit Sander & Sohn stehen,“ sagte Wolf schwer und bedeutend.

„Das wußten Sie nicht? Sie wissen doch, daß Sander

junior mein Schwiegersohn ist. Unter Verwandten kann doch dergleichen nicht auffallen."

„Es fällt auf, Herr v. Corssen," fuhr der Landgerichtsrath noch immer in seiner langsamen, bedächtigen Sprechweise fort, „weil ich zufällig das Gegentheil weiß, nämlich, daß Sie in gar keiner Beziehung zu Sander & Sohn stehen. Es fällt besonders deshalb auf, weil die Unterschrift dieses Wechselacceptes erheblich abweicht von dieser Unterschrift, die mir soeben zugegangen ist."

Damit überreichte Wolf dem Oberamtsrichter den Brief, den er soeben vom Konsul Sander erhalten hatte.

Herr v. Corssen verfärbte sich.

„Bitte, lesen Sie den Brief!" forderte ihn Wolf höflich auf.

Stumm las Herr v. Corssen den Brief, und der Landgerichtsrath, der ihn dabei beobachtete, sah, wie plötzlich seine Hand zitterte, mit der er den Brief hielt. Es entstand eine fürchterliche Pause. Einem in flagranti ertappten Dieb konnte nicht schlimmer, nicht schrecklicher zu Muthe sein, als dem vornehmen, schneidigen Oberamtsrichter, der sich in dieser Weise auf einer Wechselfälschung ertappt sah. Er wollte etwas sagen, aber die Kehle war ihm plötzlich so trocken, daß er kein Wort hervorbrachte. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne, und er wischte ihn zitternd mit dem Taschentuch ab. Endlich stöhnte er erschütternd auf und fiel schwer in einen Sessel.

„Sie — Sie werden nichts Schlimmes von mir annehmen, Herr Landgerichtsrath," stotterte er endlich, um nur dieser fatalen Pause ein Ende zu machen, „es — es handelte sich natürlich nur darum, daß ich Zeit gewinnen — daß ich anderweitig Rath schaffen wollte. Ganz gewiß würde mir mein Schwiegersohn in diesem Falle dienlich gewesen sein und — mit ihm glaubte ich den Fall besser — besser regeln zu können, wie — mit Ihnen!"

Eisig und verächtlich lagen die Blicke des Landgerichtsrathes auf ihm. „Welch' ein erbärmlicher Schurke!" mochte er bei sich denken, aber über seine Lippen kam kein Wort.

„Geben Sie mir das Papier zurück, Herr Landgerichtsrath," fuhr Herr v. Corssen noch immer wie gebrochen fort, „geben Sie es mir zurück. Da sich die Angelegenheit in dieser Weise — arrangirt hat, ist es ja nicht mehr nöthig."

Und als der Landgerichtsrath noch immer nicht aus seiner zurückhaltenden Ruhe herausging, fuhr Corssen wie von einer plötzlichen Angst erfaßt, hastig fort: „Sie werden mich nicht in's Verderben stürzen wollen! Geben Sie es mir zurück, ich beschwöre Sie bei Allem, was heilig ist, geben Sie mir das Papier wieder."

Da nahm Wolf den Wechsel und riß ihn langsam in kleine Stücke, die er dann in den Kamin warf, wo sie sich nach kurzem Aufflackern in Asche verwandelten. „Das ist Alles, Herr v. Corssen, was ich für Sie thun kann," sagte er leise und langsam.

Corssen sprang wie erleichtert wieder auf und ging lebhaft auf den Landgerichtsrath zu, dem er dankend die Hand entgegenstreckte, aber dieser wich ihm aus.

„Lassen Sie das!" sagte er streng. Nach einer weiteren peinlichen Pause fuhr er fort: „Und nun lassen Sie uns zu Ende kommen, Herr v. Corssen. Sie werden einsehen, daß Sie für ein öffentliches Amt nicht mehr — qualifizirt sind."

„Was — was wollen Sie damit sagen, Herr Landgerichtsrath?" fragte Corssen von Neuem erschrocken.

„Ich fordere Sie hiermit auf, sich noch heute, sofort, bei Ihrer Behörde krank zu melden und um Ihre Dienstentlassung zu bitten. Ist das bis Mittag nicht geschehen, so haben Sie meine sofortige Anzeige und Ihre Entlassung auch ohne Gesuch zu erwarten. Adieu."

Ohne die geringste Notiz weiter von ihm zu nehmen, ließ Wolf ihn in seinem Salon stehen und ging hinaus.

Im ersten Augenblick schaute Corssen dem Davongehenden betroffen nach. War es möglich, daß es auf der Welt einen Menschen gab, der ihm, dem hochgeborenen Herrn v. Corssen, in dieser Weise gegenübertrat? War es möglich, daß es Jemand gab, der sein Aeußeres, seine imponirende Erscheinung, sein schneidiges Wesen so sehr mißachtete, daß er es wagen durfte, ihn zu beleidigen?

Herr v. Corssen fühlte sich auf's Aeußerste verletzt und ging im Augenblick damit um, dem Landgerichtsrath Wolf seine Zeugen zu schicken. Das Bewußtsein, daß der fatale Wechsel vernichtet war, trug zu dieser Entrüstung wesentlich bei. Dann aber besann er sich, daß ihm Wolf, wenn er wollte, doch wohl eine recht böse Suppe einbrocken konnte, und das stimmte seinen Kampfesmuth wieder herunter. Er fand, daß der alte Mann doch kein würdiger Gegner für einen Herrn v. Corssen war und daß — kurz, er nahm schließlich seinen Hut und ging fort.

Als er auf die Straße trat, war es etwa zehn Uhr. Das Geschäftsleben der fleißigen Stadt war zu voller Arbeit erwacht; die Leute liefen geschäftig hin und her, schwere Lastfuhrwerke schoben sich in den Straßen auf und ab, und von Weitem hörte er die kleinen Dampfboote, die so hastig und eilfertig auf dem Flusse hin und her fuhren, pfeifen. Nebliger Dampf lag auf Hafen und Straßen, und Herr v. Corssen fragte sich, was er nun anfangen solle. Ein merkwürdiges Gefühl des Leeren, des Ueberflüssigseins überkam ihn. Das war die Stunde, in der er gewöhnlich nach dem Amt ging, aber heute hatte er das ja nicht nöthig. Um seine gedrückte Stimmung etwas zu bekämpfen, redete er sich ein, wie herrlich es sei, ein freier Mann zu sein. Endlich, endlich war er die Fessel der Amtsthätigkeit, die ihn bisher an allen lukrativen Unternehmungen

gehindert hatte, los. Bisher hatte er immer zusehen müssen, wie Andere im Handumdrehen Tausende verdienten, während seine Thätigkeit nicht einmal so viel einbrachte, um anständig leben zu können. Das sollte nun anders werden. Seine Angelegenheiten standen ja wunderschön. Das Defizit war gedeckt, er hatte die Hände frei und wollte nun in's Geschäftsleben, in's Geldverdienen hineinfahren, daß Alles krachte. Da er viel klüger war, als viele andere Leute — er hatte ja studirt und wußte Alles — so konnte das nicht so schwer für ihn sein.

Aber momentan wußte er nicht, was er thun sollte. Da fiel ihm als rettender Gedanke ein, daß er noch nicht gefrühstückt habe. Das war's. Daher kamen auch die trüben Gedanken. Dem wollte er zunächst abhelfen, und er ging auf ein elegantes Restaurant zu, das er in der Nähe wußte.

Auf dem Wege dahin begegnete ihm seine Tochter Cäcilie, die ihn vergeblich in seiner Wohnung gesucht hatte. Er freute sich außerordentlich, sie zu sehen und begrüßte sie mit seiner gewöhnlichen heiteren, aufgeräumten Laune.

„Wohin gehst Du, Vater?" fragte Cäcilie etwas trübe und einsilbig.

„Frühstücken. Willst Du mitgehen? Komm. Du machst mir eine große Freude, wenn Du mitgehst."

Sie ging mit ihm. Ihr Vater war sehr gesprächig und erzählte ihr eine Menge Dinge, die alle bewiesen, wie viel und wie leicht heutzutage Geld verdient werde. Sie hörte geduldig zu, und erst, als sie ruhig bei Tische saßen, fragte sie: „Und das Defizit? Was ist's damit?"

„Die Sache ist abgemacht. Kein Wort davon! Ich komme soeben von Wolf. Die Geschichte ist erledigt zu Aller Befriedigung."

„Und woher hast Du die Deckung genommen?"

„Woher? Mein Gott, liebes Kind, das Geld liegt

heutzutage auf der Straße. Man muß nur verstehen, es aufzuheben. Höre zu, was ich für einen gelungenen Plan habe. Er betrifft die Gründung von Sander & Sohn."

„Aber —"

„Höre nur zu, wie ich die Sache anzufangen denke. Man gibt zweitausend Aktien zu je tausend Mark aus, das sind zwei Millionen Mark. Wenn man nun in dem Prospekt sagte, daß das Geschäft bisher zwölf bis fünfzehn Prozent abgeworfen hat, so ist es doch kein großes Kunststück, die Aktien zum Kurse von mindestens 150 % zu verkaufen, vielleicht kommt auch noch mehr dabei heraus. Wenn nun Sanders ihre zwei Millionen Mark bekommen, so werden sie ihre Fabrik und ihre alte Bude in der Stadt gern vergessen, namentlich jetzt in der etwas kippeligen Zeit wird auch der alte Sander kein Thor sein, und wird Geschäft Geschäft sein lassen und das Geld nehmen. Der Ueberschuß von etwa einer Million oder mehr beim Verkauf der Aktien bleibt dann für die Unternehmer als Gewinn, und ich hoffe mindestens meine hunderttausend Mark dabei für mich zu verdienen. Verstanden?"

Frau Cäcilie hörte zu. Was sollte sie weiter thun? Er ließ sie ja kaum zu Worte kommen. Die Rechnung stimmte ja auch, der Gedanke eines Verkaufes des alten Geschäftes war ihr ganz sympathisch. Was war denn an den alten Buden dran? Bares Geld war doch immer das Beste. Nur eines war ihr noch unklar und sie fragte deshalb: „Wie aber willst Du das Alles vermitteln, Vater? Du hast doch dazu keine Zeit."

„O, ich gebe natürlich mein Amt auf. Ich bin dazu jetzt fest entschlossen. Ich habe es satt, gründlich satt, den Packesel für Andere zu machen. Ich will nicht mehr. Noch heute reiche ich mein Entlassungsgesuch ein."

„Aber Du wirst dann gar kein Einkommen mehr haben."

„Meine Pension müssen sie mir geben.“

„Und wenn auch. Das ist doch sehr wenig.“

„Bah, es muß reichen. Bis zum Frühjahr hoffe ich die Finanzirung von Sander & Sohn durchgesetzt zu haben, und dann gibt es ja Geld in Hülle und Fülle. Einen Bankier, der das Geschäftliche bei der Sache übernimmt, habe ich schon. Es braucht nur noch ein Vertrag aufgesetzt zu werden, der mir meinen Antheil von etwa fünfzig Aktien sichert und den gewöhnlichen Vermittlerpreis festsetzt. Zum Frühjahr, Cäcilie, sollst Du sehen, fahren wir auf Gummirädern. Das Gründen ist heutzutage das einträglichste und leichteste Geschäft.“

Mit einer endlosen Geschwätzigkeit verbreitete sich Herr v. Corssen über seine neuen Projekte. Die Millionen flogen nur so in der Luft herum, und als sie mit ihrem Frühstück fertig waren und bezahlen wollten, sagte er leise zu seiner Tochter: „Hast Du etwa zwanzig Mark bei Dir? Ich habe vergessen, Geld einzustecken.“

Cäcilie gab ihm das Geld. Dann standen sie auf, um zu gehen.

„Und was gedenkst Du gegenüber jenen Leuten zu machen, die gestern Abend in der Volksversammlung gegen Dich gesprochen haben? Vor Allem dieser Peter Hagen, dieser wüste, rohe Mensch —“

„Der Kerl muß natürlich brummen. Das will ich schon machen. Noch heute!“

Er brach plötzlich ab, sah einen Augenblick sinnend vor sich nieder, dann sagte er wieder: „Apropos, eure Villa ist vollständig niedergebrannt?“

„Vollständig. Bis auf die Ringmauern.“

„Und es ist noch keine Spur von den Brandstiftern?“

„Nicht die geringste.“

„Kann doch nur das Arbeitergesindel dort draußen gewesen sein.“

„Vermuthlich."

Es trat wieder eine kleine Pause ein.

„Peter Hagen nennst Du den Menschen, der behauptet, ich hätte —"

„Ja. So nannte ihn Georg Janssen. Apropos, der junge Janssen ist auch aus dem Geschäft von Sander & Sohn ausgetreten. Ich hörte es soeben von Melanie."

„Er hat Recht. Es soll ein tüchtiger junger Mann sein. Was hat er nöthig, damit zufrieden zu sein, was der knickerige Konsul ihm gibt? Er macht's wie ich. Er stellt sich auf seine eigenen Beine. Ich liebe solche Leute und werde vorkommenden Falls den jungen Mann nach Kräften protegiren. Was will er unternehmen?"

„Es will sich als Wollmakler einschreiben lassen. Er hat sich wohl einiges Geld gespart. Er wird wohl auch als Selbstkäufer auftreten. Es schien, als ob er Melanie große Hoffnungen eingeredet habe. Sie war fast stolz auf ihn."

„Sie hat Recht. Ich liebe solche Leute. Mein Weg gleicht dem ihren. Fort mit dem Herrendienst. Nur der ist frei, der auf eigenen Füßen steht. Komm — wir wollen gehen!"

Und nach einer Pause fragte er wieder: „Also Peter Hagen?"

„Ja," antwortete sie.

„Na warte, Bursche. Sie sollen Dich bald beim Kragen haben. Komm!"

Gravitätisch, mit imponirender Haltung und seinen langen Vollbart streichend, schritt er mit seiner Tochter hinaus.

Zwölftes Kapitel.

Die Villa Cäcilie war mit fünfundsiebzigtausend Mark versichert gewesen. Es war also für die betreffende Ver-

sicherungsgesellschaft, die das zu bezahlen hatte, genügender Grund vorhanden, zu ermitteln, ob Brandstiftung vorlag oder nicht. Da der Brand in derselben Nacht stattgefunden hatte, in der sich die Arbeiter von Sander & Sohn im „Goldenen Hut" versammelt und sich durch allerhand Getränke und hitzige Reden bis zum Siedepunkt aufgeregt hatten, so lag der Gedanke nahe, daß sich unter den jüngeren Elementen der empörten Arbeiterschaft vielleicht ein unbesonnener Kopf bis zur verbrecherischen Brandlegung habe hinreißen lassen.

Die Staatsanwaltschaft konnte die Untersuchung der Angelegenheit nicht von sich weisen, und so wurden einige Geheimpolizisten mit der Ermittelung des Thatbestandes beauftragt.

Ob nun diese Leute ihre Aufgabe zu ungeschickt durchführten, oder die Erregung unter den Arbeitern eine zu tiefe und nachhaltige war — genug, es kam infolge der Anwesenheit von Geheimpolizisten in der Nähe der Sander'schen Fabrik zu ärgerlichen Auftritten. Besonders die jüngeren Arbeiter höhnten und spotteten über die „Spitzel", die überall herumschnüffelten und suchten, was nicht vorhanden war, und die eigentlich eine gehörige Tracht Prügel verdienten, weil sie sich zu solchen Schergendiensten hergäben. Die Gährung unter den Arbeitern wuchs von Tag zu Tag, und es war nur den besonneneren und älteren Arbeitern, die allerdings meist durch ihre zahlreiche Familie zu besonderen Rücksichten veranlaßt waren, zu danken, daß die Erregung nicht in hellen Flammen emporloderte.

So standen die Sachen, als bei der Staatsanwaltschaft ein anonymes Schreiben einlief, welches Peter Hagen als den Urheber der Brandstiftung bezeichnete. Der Absender des Schreibens war nicht zu ermitteln. Es war möglich, daß es sich um eine falsche Denunziation, um einen Rache-

akt handelte, es konnte aber auch sein, daß Peter Hagen unter seinen jüngeren Kollegen, die um seine That wußten, einen Feind hatte, der ihn nun verrieth. Jedenfalls mußte man Peter Hagen in der Sache vernehmen.

Es war an einem Sonntagabend. Die jüngeren, unverheiratheten Leute saßen im Garten des „Goldenen Hutes" und spielten theils Kegel, theils Karten, oder unterhielten sich von ihren Angelegenheiten. Daß dies manchmal etwas laut geschah oder auch wohl hin und wieder mit einem kräftigen Fluch gewürzt wurde, konnte Niemand besonders auffallen. Da traten zwei Polizeiagenten in Civil in den Garten und schritten geraden Wegs auf Peter Hagen zu, der inmitten seiner Kollegen saß und soeben das große Wort geführt hatte.

Sofort entstand eine Todtenstille im Garten. Kegel- und Kartenspieler unterbrachen ihr Spiel, reckten die Hälse hoch und lauschten begierig, was sich da entwickeln würde.

„Sie heißen Peter Hagen?" fragte der Eine der Beamten.

„Ja," antwortete dieser finster und mit verhaltenem Zorn, „und wie heißen Sie denn?"

„Das thut nichts zur Sache. Wir sind Agenten der Polizei. Hier ist unsere Legitimation. Wir haben den Auftrag, Sie zur Staatsanwaltschaft zu bringen und fordern Sie auf, uns ruhig und ohne Aufsehen zu erregen zu begleiten."

„Zur Staatsanwaltschaft!" rief Peter Hagen. Er war etwas bleicher geworden; seine Lippen zuckten aufgeregt, und er trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Und weshalb?"

„Das wird Ihnen dort mitgetheilt werden," antwortete der Polizist und faßte, vielleicht in der Meinung, Peter Hagen wolle entweichen, denselben leicht am Arm.

„Lassen Sie meinen Arm los, oder —" brauste Peter

Hagen plötzlich mit seiner fürchterlichen, rollenden Stimme auf und hob, von Wuth und Aufregung überwältigt, den anderen Arm zum Schlag.

Der Polizist war ein kleiner untersetzter Mann. Er sah sofort, daß er im nächsten Augenblick unfehlbar zu Boden geschlagen würde, wenn er nicht los ließ. Er ließ also los.

„Wollen Sie uns gutwillig folgen?" fragte er.

Aller Augen waren auf Peter Hagen gerichtet, der es natürlicherweise als eine Demüthigung, als eine Schande empfand, in dieser Weise aus dem Kreise seiner Kollegen und Freunde wie ein Verbrecher fortgeführt zu werden. Ein Wink von ihm, und die beiden Agenten wurden zum Garten hinausgeworfen. Das wußte er sehr wohl. Aber was dann kam, schien ihm doch nicht recht geheuer. Vielleicht war es auch diese momentane Ueberlegenheit, die ihm fast plötzlich seine Ruhe und Ueberlegung zurückgab.

Sein Mund verzog sich zu einem spöttischen Lachen, und dann sagte er: „Das soll wohl ein freundlicher Gruß von Sander & Sohn sein?"

„Wollen Sie mit uns gehen oder nicht?" wiederholte der Polizist ruhig. „Ich habe mich mit Ihnen in keine Unterhaltung einzulassen."

„Die Blutsauger haben Furcht vor dem Peter Hagen und wollen ihn auf diese Weise unschädlich machen," fuhr dieser fort. „Es würde ihnen vielleicht auch gefallen, wenn wir hier Spektakel machten und diese zwei Männchen zum Garten hinauswerfen und durchprügeln möchten, damit sie einen Grund zum Einschreiten hätten."

„Kommen Sie. Was Sie zu sagen haben, können Sie dort sagen."

„Das werde ich auch. Ich gehe mit. Ich will doch sehen, wer einen unschuldigen Menschen mir nichts dir nichts arretiren lassen kann. Ja, wenn ich ein reicher Fabrikant wäre, da würde man wohl in einem höflichen

Schreiben mich ersuchen, gelegentlich einmal auf der Staatsanwaltschaft vorzusprechen, mich aber steckt man einfach ein. Mir schicken sie den Büttel auf den Hals und lassen mich holen, gleichviel, wie nothwendig ich als armer Arbeiter, der die ganze Woche in der Fabrik steht, meine Erholung brauche."

„Sie haben uns zu folgen und keine Reden hier zu halten!" bemerkte der Polizist wieder.

Einige der jüngeren Bursche drängten sich bereits in verdächtiger Weise an die Agenten heran. Rufe wie: „Werft sie 'naus!" — „Schlagt sie hinter die Ohren!" — „Spitzel!" wurden laut, und den Beamten wurde bei der drohenden Haltung der Leute gar nicht wohl.

„Ruhig, Kameraden!" dröhnte die Stimme Peter Hagen's wieder. „Laßt euch nicht hinreißen, so sehr sie uns auch provoziren. Unsere Sache ist das Recht. Sie können mir nichts anhaben, und wenn sie die Schutzleute des ganzen deutschen Reiches schicken. Kommen Sie, Schutzmann," fuhr er gegen den Beamten gewendet mit einer giftig ironischen Betonung des Wortes fort, „gehen wir! Thun Sie, was Ihres Amtes ist."

Peter Hagen trank nun in aller Ruhe sein Bier aus und verließ dann mit den beiden Beamten den Garten. Seine Kameraden aber ließen es sich nicht nehmen, den drei Gestalten in hellen Haufen zu folgen, und ihren Genossen fortwährend mit Zurufen wie: „Auf Wiedersehen, Peter!" — „Halte Dich tapfer!" — „Laß Dich nicht verblüffen!" — „Stecke es ihnen nur gehörig!" und Anderem aufzumuntern.

Dieser Zug machte natürlich in der ganzen Gegend, die fast ausschließlich mit Arbeitern bevölkert war, großes Aufsehen. Peter Hagen war eine allbekannte Persönlichkeit, und die Leute traten zusammen und machten ihre Glossen über den Vorfall.

Den ganzen Abend sprach man von nichts Anderem, als von der Verhaftung Peter Hagen's, und die Bemerkungen, die dabei fielen, waren naturgemäß nicht allzu sanft. . . .

Sofort nach seiner Einlieferung wurde Peter Hagen auf sein Verlangen vor den Untersuchungsrichter geführt. Das war ein Herr von einigen vierzig Jahren, lang und hager, von einer außerordentlichen Beweglichkeit und Lebendigkeit, mit scharfen, klugen Augen und einer eigenthümlich zuredenden, gemüthlichen, fast zutraulichen Sprechweise. Er hieß Karich. Nachdem er in rascher Art die Personalien Peter Hagen's festgestellt hatte, begann er: „Nun, mein Lieber —"

„Vor Allem," fuhr ihm Peter Hagen ungeduldig dazwischen, „möchte ich wissen, warum ich hier bin."

Karich sah ihn etwas überrascht an. „Ja, ja, das glaube ich," lachte er gemüthlich, „das glaube ich. Ich war eben im Begriff, Ihnen das zu sagen, und würde Ihnen rathen, mich nicht öfter zu unterbrechen, als unbedingt nöthig ist. Im großen Ganzen habe ich hier zu fragen, nicht Sie."

„Das kommt darauf an," erwiederte Hagen kurz.

Der Untersuchungsrichter sah ihn nochmals, diesmal aber scharf und prüfend an.

„Hm! Meinen Sie?" fuhr er fort. „Nun, lassen wir das. Die Meinungen sind verschieden. Also Sie sind beschuldigt, in der Nacht vom 26. auf den 27. August die Villa Cäcilie mittelst Brandlegung angezündet zu haben."

„Wer sagt das?" brauste Peter Hagen auf.

„Hm! Sie sind aber neugierig," meinte Karich gemüthlich.

„Nun, Herr Untersuchungsrichter, wenn mich Jemand eines Verbrechens beschuldigt, so habe ich doch wohl ein Recht zu fragen, wer das thut."

„Ohne Zweifel. Ich wüßte nicht, wer Ihnen das Recht

zu fragen bestreiten könnte oder möchte. Ich aber habe das Recht, Ihnen, wenn ich das für nöthig erachte, die Antwort zu verweigern. Wissen Sie das auch?"

Peter Hagen antwortete nichts. Herr Karich war ein Mann, der bei all' seiner gemüthlichen, freundlichen Art doch streng logisch verfuhr.

„In diesem Falle will ich, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann, von meiner Gewohnheit abgehen und Ihnen sagen, daß Sie infolge eines an Amtsstelle eingegangenen anonymen Briefes, der Sie als Brandstifter bezeichnet, in Verhaft genommen worden sind. Wir waren zu diesem Schritt amtlich verpflichtet, da die allgemeine Meinung den Brand der Villa Cäcilie mit den Vorgängen, die kurz zuvor in einer Volksversammlung stattgefunden hatten, in Verbindung brachte. Sie scheinen der Meinung zu sein, als ob wir uns mit Ihrer Vorführung ein Privatvergnügen gemacht hätten, und ich rathe Ihnen, Peter Hagen, diese Meinung fallen zu lassen. Wir sitzen hier nicht Sonntags bis spät in die Nacht, um uns zu unserem Spaß mit Ihnen zu unterhalten, wir thun hier unsere Pflicht und nichts Anderes. Verstanden?"

„Kann ich den Brief sehen?" fragte Peter Hagen schon bei Weitem ruhiger und bescheidener.

„Vielleicht," antwortete der Untersuchungsrichter ausweichend, „einstweilen muß ich Sie bitten, mir zu erzählen, was Sie in der fraglichen Nacht, nachdem die Versammlung, in der Sie ja anwesend waren, geschlossen wurde, gemacht haben."

„Wir haben im ‚Goldenen Hut' Schafkopf mit dem Strohmann*) gespielt."

„Ah," machte Herr Karich überrascht, „das ist ja sehr

*) Ein in manchen Gegenden Norddeutschlands sehr beliebtes Kartenspiel.

schön. Dann werden Sie doch noch wissen, mit wem Sie gespielt haben."

„Natürlich. Es waren Klaus Bäsold, Ludwig Göhler und Franz Zimmermann, mit denen ich gespielt habe."

„Einen Augenblick," sagte der Untersuchungsrichter und schrieb sich die Namen auf. „So! Vielleicht haben Sie auch noch Zuschauer gehabt? Das ist doch ein interessantes Spiel und es kommt wohl vor, daß dabei Jemand zusieht. Nicht wahr?"

„Ja," sagte Peter Hagen, der nun auch seinerseits weniger borstig wurde, „soviel ich mich besinne, waren dabei noch der Tischlermeister Hautusch und der Fabrikarbeiter Röhling, Wilhelm Röhling, zugegen. Auch der alte Maaßmann war noch da, aber der hatte schon Einen weg und wird von der Sache nicht viel mehr wissen."

„Also der alte Maaßmann, meinen Sie, war nicht mehr ganz klar im Kopfe? Gut! Wir machen ein Kreuz bei seinem Namen. Und wie lange haben Sie gespielt?"

„Etwa bis ein Uhr."

„Etwa? Sie wissen das nicht genau? Aber begreifen Sie denn nicht, daß gerade darauf Alles ankommt?"

„Nun, ich will sagen, bis mindestens ein Uhr."

„Aber, Peter Hagen, vor mir brauchen Sie sich nicht zu geniren, wenn es auch bis halb zwei Uhr gedauert hat. Also rund heraus, wie war's?"

„Es wird wohl halb zwei Uhr gewesen sein."

„Nun, wir werden das noch genauer hören. Haben Sie verloren oder gewonnen?"

„Ich habe einundzwanzig Pfennige gewonnen."

„Einundzwanzig Pfennige. Nun, dafür können Sie sich kein Rittergut kaufen. Was haben Sie damit gemacht?"

„Wir haben den Gewinn gemeinsam vertrunken."

„Das ist brüderlich. War das so ausgemacht?"

„Ja. Göhler hatte achtzehn Pfennige gewonnen, das machte zusammen neununddreißig Pfennige. Wir haben dann noch einundzwanzig Pfennige zusammengeknobelt, so daß sechzig Pfennige für vier Glas Bier zusammenkamen."

„Warten Sie, warten Sie," sagte Herr Karich und schrieb diese Angaben mit einer Wichtigkeit auf, als ob davon das europäische Gleichgewicht abhinge.

„Und dann gingen Sie nach Hause?" fragte der Untersuchungsrichter weiter.

„Nein. Auf einmal hieß es: ‚Die Villa Cäcilie brennt!' Da sind wir rasch hinausgerannt und haben uns den Brand angesehen."

„So, so, so! Und Ihre Kameraden waren auch dabei noch mit Ihnen?"

„Ach, da waren noch eine Menge Anderer. Es haben mich dort wenigstens hundert Leute gesehen."

„Darum handelt es sich nicht. Ich möchte wissen, ob Sie in Gesellschaft aus dem ‚Goldenen Hut' fortgegangen sind."

„Ja. Göhler und Zimmermann waren bei mir."

„Und wie Sie hinauskamen, brannte das Haus schon?"

„Lichterloh."

„Gut. Sonst haben Sie mir nichts mitzutheilen?"

„Nichts. Nur den Brief möchte ich sehen."

Herr Karich mochte Peter Hagen nach diesen ebenso genauen und bestimmten, wie in's Einzelne gehenden Angaben für unbetheiligt an der Brandstiftung halten, und wenn er auch das angegebene Alibi noch nicht für einen Beweis der Unschuld ansah, so machte ihm Peter Hagen doch auch nicht den Eindruck eines ausgelernten Lügners. War aber Peter Hagen unschuldig, so konnte vielleicht gerade durch ihn der Absender des Briefes, der jetzt höchst verdächtig erscheinen mußte, ermittelt werden.

Der Untersuchungsrichter kramte einen Augenblick in den vor ihm liegenden Akten herum und zog dann ein Blatt hervor, das er Peter Hagen hinreichte.

„Da ist er," sagte er.

Peter Hagen besah das Blatt hinten und vorn, hielt es gegen das Licht, konnte aber etwas Besonderes daran nicht entdecken. Es war ein gewöhnliches Stück Papier ohne Stempel, ohne Wasserzeichen, ohne irgend welchen Hinweis seiner Herkunft. Die Handschrift war eine offenbar verstellte, mit unmöglichen Schnörkeln und Haken, die den Charakter der Handschrift unkenntlich machen sollten, kurz, es war eine ganz gemeine, hinterlistige Denunziation, deren Absender in solchen Sachen wohl erfahren zu sein schien.

Eben wollte Peter Hagen das Blatt zurückgeben, als er bemerkte, daß es einen ganz sonderbaren Geruch ausströmte, wie nach Moschus und Veilchen oder ähnlich. Peter Hagen roch daran. Er hatte in seinem Leben so etwas nicht gerochen. Es war ein feines, modernes Parfüm.

„Von einem Arbeiter kommt das nicht," sagte er langsam.

„Vermuthlich nicht. Aber Sie haben sonst vielleicht eine Muthmaßung, einen Verdacht, den Sie gut thun würden, mir mitzutheilen."

„Fragen Sie nur den Konsul Sander. Er wird Ihnen schon sagen können, wer das geschrieben hat," entgegnete Peter Hagen mit einer gewissen Energie.

„Sie glauben doch nicht etwa, Herr Konsul Sander sei der Hersteller dieses Briefes?" fragte Herr Karich überrascht und unwillig.

„Er hat es nicht selbst geschrieben. Ich kenne seine Handschrift. Aber ich bin überzeugt, daß er weiß, wer es geschrieben hat. Er hat so viele Schreiber zur Verfügung,

daß er wohl einen gefunden hat, der ihm den Gefallen that."

„Sie wollen sagen, daß der Konsul das Schreiben veranlaßt hat?"

„Ja!"

„Wie kommen Sie auf einen solchen Verdacht?"

„Man will mich los sein bei Sander & Sohn. Und da das im Guten nicht geht, so soll es auf diese Weise gehen."

„Hören Sie, sagen Sie nicht zuviel!" warnte der Untersuchungsrichter.

„Ich sage meine Meinung!" antwortete Peter Hagen trotzig.

„Es wird sich finden, ob Ihre Meinung richtig oder falsch ist."

Es entstand eine kurze Pause.

„Ich kann nun wohl gehen?" fragte Peter Hagen endlich wieder.

„Hm, das wohl nun nicht."

„Wie?"

„Sie werden sich schon bequemen müssen, Peter Hagen, unsere Gastfreundschaft wenigstens so lange anzunehmen, bis Ihre Angaben erwiesen sind."

„Sie wollen mich einsperren?"

„Wie Sie da gleich aufbrausen! Sie bekommen eine kleine hübsche Zelle, bekommen Essen und Trinken, können schlafen, soviel Sie wollen —"

„Und die Schande!" schrie Peter Hagen.

Karich zuckte die Achseln. „Wer beweist mir denn, daß Sie mich nicht belogen haben? Wer garantirt mir dafür, daß Sie morgen, wenn sich das herausstellt, nicht schon über alle Berge sind? Hören Sie wohl zu, Peter Hagen. Ich habe mich nicht umsonst mit Ihnen über Ihr Kartenspiel unterhalten. Sobald die von Ihnen angege-

denen Personen nicht in jeder Hinsicht die Wahrheit Ihrer Angaben bezeugen, so können Sie sich auf eine böse Geschichte gefaßt machen."

„Ich gebe mein Wort, daß ich nicht fortgehe."

„Sehr schön. Aber auch das nützt nichts. Denn wenn ich Sie heute fortlasse, werden Sie nichts Eiligeres zu thun haben, als die von Ihnen genannten Zeugen aufzusuchen und zu beeinflussen, kurzum es geht nicht, Peter Hagen. Ich kann es nicht und damit Punktum."

Peter Hagen biß die Zähne zusammen und ballte die Faust.

Aber es nützte Alles nichts. Fünf Minuten später saß er in Haft. Er konnte vor Aufregung die ganze Nacht nicht schlafen. Er hörte jede Stunde schlagen, und bei jedem Glockenschlag fluchte er leise vor sich hin und schwur dem Konsul Sander die schwerste Rache.

Dreizehntes Kapitel.

In der Fabrik von Siegfried Sander & Sohn ging trotz der bedenklichen Stimmung der Arbeiter vorläufig noch Alles seinen geregelten Gang. Die Maschinen ächzten und stampften, die großen Schwungräder sausten und trieben die Transmissionsriemen, die Spulen wickelten die Hunderte von Meilen langen Garnfäden sauber und geordnet auf. In dem geräuschvollen, mächtigen Getriebe herrschte die geordnete Thätigkeit der Menschenhand, die der blinden Gewalt Sinn und Zweck verlieh.

Es war ein hübscher Tag. Im Hof der Fabrik waren rechts und links von dem Fahrweg, auf dem die schweren Lastfuhrwerke die Rohmaterialien anfuhren und die Fabrikate wieder fortholten, kleine zierliche Rasenplätze mit Buschgewächsen. Auf einem dieser schattigen Plätzchen saß

Mutter Janssen, die Frau des Fabrikinspektors, und zog Bohnen ab.

Melanie kam aus der Stadt, ging über den Hof und sah Frau Janssen. Sofort lenkte sie ihre Schritte zu ihr, that aber doch sehr überrascht, als hätte sie eher den Kaiser von China an der Stelle vermuthet, statt der alten Mutter Janssen.

„Wahrhaftig, Sie sind's, Mutter Janssen! Guten Morgen, Mutter Janssen."

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein. Auch schon unterwegs?"

„Ach Gott, ja. Und grüne Bohnen ziehen Sie ab. Wachsbohnen, nicht wahr?"

„Wachsbohnen, natürlich, Fräulein Melanie. Georg ist ganz versessen auf die Bohnen. Alle Tage möchte er Bohnen essen."

Melanie trat rasch noch einige Schritte näher, setzte sich endlich auf die kleine Gartenbank neben Frau Janssen nieder und zeigte für die Bohnen im Allgemeinen und für Wachsbohnen in Essig und Oel im Besonderen ein ungeheures Interesse. Sie schien plötzlich der Ueberzeugung zu sein, daß die Lösung der sozialen Probleme unserer Zeit von der Herstellung eines guten Wachsbohnensalats abhänge, und daß ein Schuß Oel mehr oder weniger den Ruin unserer Kultur unfehlbar nach sich ziehen müsse.

„Und — was macht Ihr Herr Sohn jetzt?" fragte sie, nicht ganz im Zusammenhang mit ihrer Kochkunstunterhaltung, „ich habe ihn, seitdem er nicht mehr nach dem Komptoir kommt, nicht wieder gesehen."

„Ja, denken Sie sich, Fräulein Melanie, er hat sich ein Komptoir gemiethet und macht jetzt selbst Geschäfte. Er ist ganz aus dem Häuschen, und ich fürchte, er wird sich noch einmal in einen Baumwollballen verwandeln.

Nichts, nichts Anderes hat er im Kopfe, als seine Zeitungen und Depeschen, seine Ernteberichte, seinen Konsum, seine Anfuhr und Abfuhr, seine Konjunkturen und wie das Zeugs Alles heißt. Wenn er spricht, so spricht er nur von matter oder lebhafter Baumwolle, von gedrücktem Markt, von anziehenden Preisen, von aufgeschwänzten Vorräthen und Ueberspekulation. Ein Liverpooler Baumwollenspekulant ist für ihn ein Gott, und ein Erntebericht aus Südamerika, wo die Leute schwarz aussehen, eine Offenbarung."

„Sie übertreiben, Mutter Janssen."

„Ich übertreibe? Ach Gott, ich wünschte das selbst, gnädiges Fräulein, aber es ist leider so, wie ich sage. Er wird sich krank machen. Wenn er schläft, so träumt er von Schiffsladungen, von Versicherungen und Stürmen auf den Meeren, in denen natürlich nur Baumwolle zu Grunde geht. Es ist wirklich, als ob es in der Welt weiter nichts gäbe, als nur Baumwolle."

„Sie müssen ihn zu zerstreuen suchen, Mutter Janssen."

„Nur in der letzten Zeit ist es zwei- oder dreimal vorgekommen, daß er im Schlaf einen Namen nannte, der nichts mit der Baumwolle zu thun hat —"

„Welcher Name war das, Mutter Janssen?" unterbrach sie Melanie rasch und etwas erröthend.

„Es ist gut, gnädiges Fräulein. Ich darf's nicht sagen. Es ist gegen den Respekt."

„War es ein Männername?"

„Nein. Ich habe noch nie gehört, daß ein Mann so hieß, wie Georg im Traume rief."

„Ein Mädchenname?" forschte sie schüchtern weiter.

„Auch nicht."

„Nicht?" fuhr sie erstaunt auf.

„Nein. Es war ein Name, wie ihn gewöhnlich nur junge Damen führen."

Fräulein Melanie erröthete noch mehr und sah einen Augenblick zu Boden.

„Dort kommt er," sagte Mutter Janssen plötzlich, „dort kommt Georg."

Melanie stand hastig auf, glaubte, sie müsse gehen, blieb aber doch, und Georg Janssen trat rasch auf die kleine Gruppe zu. Schon von Weitem zog er höflich grüßend den Hut, und Melanie war plötzlich fest davon überzeugt, daß sie jetzt schon aus Höflichkeit nicht fortgehen dürfe.

„Ich bin sehr erfreut, Fräulein Sander, Sie hier zu treffen," sagte Georg etwas aufgeregt und eilig, als ob von der Minute ungeheuer viel abhinge, „ich sehe es als eine gütige Schicksalsfügung an, die Sie mir gerade heute in den Weg führt."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Janssen," stotterte sie verlegen.

„Es handelt sich darum, Ihrem Herrn Vater einen außerordentlich großen Dienst zu erweisen. Würden Sie sich dazu verstehen?"

„O, wie gern, Herr Janssen."

„Ich wußte es. Ich würde selbst zu ihm gegangen sein, aber ich habe ihm schon zweimal Offerten gemacht, und er hat mir zweimal erklärt, daß Sander & Sohn nicht in der Lage wären, von mir Offerten anzunehmen. Ich nehme ihm das nicht übel. Ich kenne das als einen Gebrauch, den alte Firmen gegenüber neuen, die sich noch nicht bewährt haben, für klug und vorsichtig halten. Aber in diesem Falle handelt es sich darum, Sander & Sohn vor großen Verlusten zu bewahren, die jetzt noch zu vermeiden sind, wenn Sie Ihrem Herrn Vater die nöthigen Mittheilungen machen."

„Ich, Herr Janssen? O, ich verstehe gar nichts von Geschäften. Papa wird mich auslachen, aber er wird in

keinem Falle thun, was ich ihm sage," erwiederte Melanie schüchtern.

„So gehen Sie zu Ihrem Bruder, Fräulein Sander. Der Weg lohnt sich. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß die Firma Sander & Sohn einer schweren Krisis entgegengeht, doch kann bei Einsicht und Klugheit jetzt noch viel Unheil verhütet werden. Geben Sie Ihrem Bruder diese zwei Depeschen, die ich soeben empfangen habe. Es sind Ernteschätzungen aus so zuverlässiger Quelle, wie sie zuverlässiger Sander & Sohn nicht hat. Ihr Bruder wird als Fachmann daraus ersehen, daß wir in allernächster Zeit Zufuhren von Wolle haben werden, die weit über den Bedarf unseres Marktes hinausgehen. Ein Preissturz ist unvermeidlich. Sagen Sie Ihrem Herrn Bruder, er soll sich vorsehen, er soll nicht auf Termin kaufen, wenn ihm sein Geld lieb ist. Er soll sich aller Vorräthe entäußern, die er nicht unbedingt haben muß und soll die Konjunktur ausnutzen, soviel er kann, um sich der Konkurrenz gewachsen zu zeigen."

„Warum wollen Sie nicht selbst mit meinem Bruder sprechen, Herr Janssen? Sie verstehen das Alles viel besser, als ich, und werden es ihm auch viel besser sagen können," wandte Melanie ein.

Georg schlug die Augen halb nachdenklich, halb verlegen nieder und zeichnete mit seinem Spazierstock Figuren in den Sand. Erst nach einer Pause fuhr er etwas leiser und mit leicht verschleierter Stimme fort: „Ich sage es *Ihnen*, Fräulein Sander, das genügt. Ein kluger Kaufmann würde es überhaupt nicht sagen, sondern aus dem, was ich Ihnen mittheilte, unbekümmert um Andere, seinen Nutzen ziehen. Aber, soviel ich die Lage von Sander & Sohn kenne, handelt es sich auch um *Ihr* Interesse. Ich mag, ich kann die Krisis nicht verschärfen. Ich will nicht gegen Sander & Sohn operiren. Vielleicht verstehen

Sie mich, vielleicht nicht, Fräulein Sander. Aber thun Sie mir und sich selbst den Gefallen, und gehen Sie sogleich zu Ihrem Bruder. Gewiß könnte ich selbst Ihrem Bruder die Sache viel besser darlegen, als Sie. Aber ich sagte Ihnen schon, daß mir Ihre Firma die Pforten verschlossen hat und — ich habe auch meinen Stolz. Ich habe es nicht nöthig, mich abweisen zu lassen."

„Gut, Herr Janssen. Ich will sogleich zu meinem Bruder gehen und ihm ausrichten, was Sie mir sagten. Geben Sie mir die Papiere."

„Wenn Sie gestatten, Fräulein Sander, so begleite ich Sie ein Stück. Kommen Sie. Eile thut noth. In zwei Stunden ist Börse, und bis dahin muß sich Sander & Sohn entschließen."

„Adieu, Mutter Janssen!" rief Melanie und wandte sich zum Gehen.

Die alte Frau war sehr erbost. „Ist das möglich?" ereiferte sie sich. „Georg, bin ich etwa für Dich gar nicht mehr vorhanden? Ist das nicht eine Schande? In dieser ganzen Zeit hast Du kein Wort, keinen Blick für Deine alte Mutter gehabt!"

Georg küßte seine Mutter rasch auf die Wange. „Verzeih', Mutter. Heute Abend komme ich. Da sollst Du mich fragen, so lange und so viel Dir beliebt. Aber jetzt leb' wohl. Die Zeit drängt. Es steht viel auf dem Spiele."

Damit ging er mit Melanie davon. Die beiden jungen Leute schritten eilig nach der Stadt zu, und Georg benutzte die Gelegenheit, um seiner hübschen Begleiterin, so gut es ihm in der Eile möglich war, seine Ansichten auseinander zu setzen.

„Sehen Sie, mein Fräulein," sagte er, „die alten Römer wußten sehr wohl, warum sie den Gott des Handels mit geflügelten Füßen auf einer rollenden Kugel darstellten. Es gibt kein besseres Sinnbild des Handels, der

selbst einem rollenden Rade gleicht, das im ewigen Auf und Nieder, im rastlosen Hin und Her den Verkehr vermittelt. Auf und Nieder ist der Wahlspruch des Handels. Ein Artikel, wie der unsere, strömt wie ein mächtiger Strom aus seinem Erzeugungsland in all' die kleinen Kanäle und Aederchen des Konsums. Auf ihnen treibt der Kaufmann sein schwankes, leichtes Boot. Wehe ihm, wenn ein guter Steuermann fehlt, wenn er nicht Tag und Nacht auf Klippen und Sandbänke, auf das Heben und Senken der Fluth, auf Brandungen und Strömungen achtet."

Georg hatte in seiner Rede und überhaupt in seinem ganzen Wesen einen gewissen Schwung, eine wohlthuende und einnehmende Idealität, die ihm sehr gut stand. Und wie Melanie so neben ihm herging und seinen Worten lauschte, wobei sie manchmal verstohlen in seine leicht erregten, jugendlich frischen Züge blickte, schlug sie oft unwillkürlich die Augen zu Boden. Sie wußte selbst nicht weshalb, denn er sprach doch nur vom Baumwollhandel, dem trockensten Gegenstand unter der Sonne. Aber Melanie stellte sich dabei innerlich vor, wie es sein müsse, wenn sich Georg Janssen einmal für etwas Anderes, als Baumwolle, begeistern, wenn er einmal von den Hoffnungen und Wünschen des eigenen Herzens sprechen würde. Und bei dieser Vorstellung blickte sie erröthend und mit einem süßen Schauer zu Boden. Es war zwischen diesen Beiden noch nie von Liebe die Rede gewesen. Aeußerliche Rücksichten ließen es sie vermeiden. Aber die Augen fügten sich diesen Aeußerlichkeiten nicht, und so wußten sie besser, als alle Worte es sagen konnten, wie es um sie stand, und daß ihr einziges Lebensziel die Verbindung auf immer sei.

An der Wohnung ihres Bruders, der, seit die Villa Cäcilie abgebrannt war, eine möblirte Wohnung bezogen hatte, in deren Nähe sich auch die Wohnung des Herrn

v. Corssen befand, nahm Georg von Melanie Abschied. Ein Blick, ein Händedruck — nichts weiter! Und doch trug sie dieser Moment im Flug über alle Sorgen und Kümmernisse, über alles Erdenleid hinweg in die reine Höhe ihrer Ideale und Wünsche.

Es war kaum zehn Uhr, als Melanie die Wohnung ihres Bruders betrat. Sie traf ihn noch zu Hause an, aber leider war er nicht allein. Er saß gerade mit seiner Frau und seinem Schwiegervater beim Frühstück. Man begrüßte sich allseitig sehr herzlich, aber gleichwohl hatte Melanie das Gefühl, als ob sich ihre Verwandten thurmhoch über sie erhaben fühlten und sie behandelten und bemutterten wie ein Kind, das eben gehen lernt. Nun war Melanie vor einiger Zeit mündig geworden und hatte ihre Mutter davon sprechen hören, daß ihr Vater mit einem Advokaten darüber verhandelt habe, wie ihr einstiger Erbanspruch an Sander & Sohn am besten genau und ziffermäßig festzustellen sei, so daß nach dem einstigen Tode des Konsuls keinerlei Zweifel und Schwierigkeiten entstehen könnten.

Das fiel ihr jetzt plötzlich wieder ein, und sie hatte das Gefühl, daß Cäcilie und ihr Vater und vielleicht auch ihr Bruder nur ein Anrecht in ihr respektirten, während ihre Person für etwas sehr Nebensächliches gehalten wurde. Sie war viel zu schüchtern, viel zu mädchenhaft träumerisch, um sich über ihr Gefühl und ihre bezüglichen Beobachtungen zu vergewissern, sie wagte nicht einmal, die Unterhaltung zu unterbrechen, um ihrem Bruder die ihr aufgetragene Mittheilung zu machen. Sie hoffte, mit ihm allein sprechen zu können und verhielt sich vorläufig ruhig.

Herr v. Corssen führte das große Wort. Es war offenbar von wichtigen Dingen die Rede.

„Ist das ein Leben!" fuhr er in einem wohl schon

vorher behandelten Thema fort, indem er sich vornehm den schönen blonden Vollbart streichelte, „Tag für Tag aus einem trockenen, staubigen Komptoir hinauszuschauen auf die Straße und zuzusehen, wie sich andere Leute amüsiren! Wie sich Jemand aus Fleisch und Blut dabei befriedigt fühlen kann, ist mir ein ewiges Räthsel. Ein Geschäft! Wie spießbürgerlich langweilig, ja wie verächtlich. Denn es ist unbestritten, daß der Handel nur eine Abart der Spitzbüberei ist. Man kauft billig, um die Waare Anderen möglichst theuer wieder aufzuhängen. Finden Sie das moralisch, Siegfried? Es ist einfach scheußlich! Sie müssen doch gar keine Ahnung davon haben, daß es in der Welt außer Kontobüchern, Baumwollballen und Signirpinseln noch andere, angenehmere und hübschere Gegenstände gibt."

Melanie war starr. Der Gegensatz zwischen dem, was sie eben von dem jungen Janssen gehört und was sie jetzt hörte, war ihr unbegreiflich. Welcher Unterschied der Auffassungen, dachte sie. Aber sie sagte kein Wort.

„Mein Gott, Sie haben gut reden!" versetzte ihr Bruder und schlürfte behaglich ein Glas Portwein. „Ich weiß das Alles so gut wie Sie, aber die Projekte, die Sie uns vorschlagen, haben zwei große Fehler. Erstens fehlt die Garantie für lukrative Unterbringung der Aktien, und zweitens fehlt die Einwilligung meines Vaters."

„Was zunächst eine lukrative Unterbringung der Aktien angeht, so lassen Sie diese nur meine Sorge sein. Man gibt dem Ding einen hübschen, vertrauenerweckenden Namen, etwa: ‚Allgemeine deutsche Wollmanufaktur', oder: ‚Vaterland, Aktiengesellschaft für heimische Industrie'. Man stellt einen glänzenden Prospekt her, legt die Vortheile der Sache Allen klar, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn das Publikum uns die Aktien nicht abnehmen sollte wie warme Semmeln. Und schließlich, ob Sie mit Wolle handeln

oder mit Aktien, das ist nur insofern verschieden, als das letztere eben gewinnbringender ist und rascher zum Ziele führt, nämlich zu einem freien, unabhängigen Leben. Denn wenn Sie auch noch ein oder ein paar Jahre Direktor der Aktiengesellschaft bleiben, so können Sie doch gehen, wenn es Ihnen beliebt."

„Das heißt, wenn die Aktien untergebracht sind," unterbrach ihn Sander junior.

„Genau das wollte ich sagen. Haben Sie nur deshalb keine Sorge. Was dann die Einwilligung Ihres Vaters betrifft, so muß diese eben in der oder jener Weise herbeigeführt werden. Sie sagen ja selbst, daß Ihr Etablissement in den letzten Jahren und besonders im letzten Jahre stark unter der Konkurrenz gelitten hat. Nun wird Ihr Vater alt, und wenn ich richtig sehe, ist die Zukunft von Sander & Sohn noch viel sorgenreicher und mühsamer, als die Vergangenheit. Wenn Ihr Vater unter solchen Umständen nicht schließlich doch nachgibt, so habe ich keinen gesunden Menschenverstand."

Wie Herr v. Corssen die Gründung, oder wie er sich ausdrückte, die „Finanzirung" von Sander & Sohn darstellte, sah sich das ganz hübsch an, und es brauchte gar keine so außerordentliche Beredtsamkeit, um Siegfried von den Vortheilen zu überzeugen, die sie brachte. Reichthum, Geld, und zwar viel Geld, um alle Annehmlichkeiten, die das Leben bietet, in vollem Maße genießen zu können, das war auch für ihn, noch mehr aber für Frau Cäcilie, deren Einfluß auf ihn immer bedenklicher wurde, das lockende Irrlicht, bei dessen ungewissem, flackerndem Schein sich die Begriffe immer mehr verschoben; der Unterschied zwischen Handel und Schwindel, zwischen ehrlicher produktiver Arbeit und Jobberei verwischte sich in ihm immer mehr und mehr. Die Linie, die früher das kaufmännische Gewissen, der Stolz eines guten Rufs und eine über Alles

erhabene Solidität zog, war jetzt nur noch das Strafgesetzbuch und die „Börsenusance".

Siegfried fühlte sich in den engen spießbürgerlichen Verhältnissen, in die ihn sein Vater nach und nach hineinzwängen wollte, nicht wohl. Er fand diese Verhältnisse nicht der modernen Zeit entsprechend. Für alte Leute mochten sie passen, für junge, lebenslustige Menschen, wie er und seine Frau, waren sie unerträglich.

Cäcilie hatte sich in den letzten Tagen ein Reitpferd für dreitausend Mark gekauft. Herr v. Corssen hatte bei dem Handel auch dreihundert Mark „verdient". Was war da weiter dabei? Aber wenn Siegfried diese Ausgabe nicht vor seinem Vater in schlauer Weise mit geschäftlichen Renovationen bemäntelt hätte, welches Geschrei wäre wieder um eine solche Lumperei entstanden!

„Ich war schon vorgestern in der Bank von Gladbeck Söhne & Comp.," fuhr Herr v. Corssen geschäftig fort, „und habe mit dem Chef der Firma, Herrn Samuel Gladbeck, die ganze Geschichte durchgesprochen. Er war entzückt von meinen Darlegungen und erklärte sich sofort bereit, gegen eine entsprechende Provision den Vertrieb der Aktien zu übernehmen. Nur muß natürlich zuvor ein fester Vertrag abgeschlossen werden, und das kann meiner Meinung nach zu keiner günstigeren Zeit geschehen, als gerade jetzt."

„Wie ich schon sagte," erklärte Siegfried, „an mir soll es nicht fehlen, wenn es soweit ist."

„Das genügt nicht. Sie müssen Ihrem Vater die Sache vortragen und plausibel machen. Niemand sonst kann das mit mehr Berechtigung und mit mehr Aussicht auf Erfolg, und zwar sollte das sobald wie möglich geschehen. Sie sind doch Theilhaber, Siegfried, auf Ihnen ruht die Last der Geschäfte so gut wie auf Ihrem Vater, und die Verantwortung für die Zukunft und für die Fa-

milie liegt auf Ihnen schwerer, als auf Ihrem Vater, der alt ist und keine große Zukunft mehr vor sich hat. Sie müssen für Alle und Alles sorgen, und dürfen eine sich darbietende günstige Gelegenheit nicht von sich weisen."

„Ich werde mit meinem Vater reden."

„Reden Sie sobald wie möglich mit ihm."

„Heute noch."

Die Herrschaften erhoben sich vom Frühstückstisch, und Siegfried griff nach seinem Hut, um nach dem Bureau zu gehen.

„Siegfried!" rief Melanie ihren Bruder an.

Dieser horchte erstaunt auf. „Was gibt's?"

„Ich habe einen Auftrag an Dich."

„Du? Einen Auftrag? Von wem denn?"

„Von Herrn Georg Janssen," antwortete sie leicht erröthend.

Ihr Bruder lachte. Frau Cäcilie horchte gespannt auf, und auch Herr v. Corssen wandte sich neugierig nach dem jungen Mädchen um.

„Potztausend, Melanie! Von Georg Janssen? Na, na! „Du hast Dich doch nicht etwa heimlich verlobt? Sei vorsichtig, Kind, und mache nicht solche Geschichten."

Melanie wurde über und über roth und kam in eine leichte Verwirrung. Dann aber schien sie einen heroischen Entschluß zu fassen und mit einem Muthe, mit einer Energie, die man an dem „stillen Veilchen, das im Verborgenen blüht", noch nicht gesehen hatte, richtete sie ihren Auftrag aus, genau so, wie sie ihn von Georg erhalten hatte.

Siegfried amüsirte sich außerordentlich darüber, daß sein hübsches Schwesterchen jetzt auch anfing, Geschäfte zu machen, nur war er augenscheinlich nicht in der Lage, von ihren Rathschlägen Gebrauch zu machen.

„Sei nur ruhig, Melanie," antwortete er und streichelte

seiner Schwester die zartroth angehauchten Wangen, „rege Dich nicht auf. Was Georg Janssen weiß, das weiß Sander & Sohn auch, sogar noch mehr. Wir wissen nämlich, daß das Alles auf blindem Lärm, auf Börsenmanövern beruht, und sehen uns daher gerade veranlaßt, zu kaufen, was wir nur immer bekommen können. Denn unsere Saison kommt nun, und wir haben großen Bedarf."

„Aber —" warf Melanie noch einmal ein.

„Laß doch das, Melanie!" unterbrach sie ihr Bruder, „siehst Du denn nicht, daß der junge Janssen nur wünscht, mit uns in Verbindung zu kommen? Da das nun direkt nicht geht, so sucht er sich ein solches Hinterthürchen. Ich habe ja nichts dagegen. Er ist ein tüchtiger, brauchbarer Kaufmann und sucht seinen Vortheil, wie er kann. Später können wir vielleicht einmal Geschäfte mit ihm machen. Jetzt noch nicht. Und nun Adieu. Ich muß gehen."

„Siegfried —" sagte seine Schwester noch einmal bittend.

„Du hast ja doch eben gehört, Melanie, daß es sich jetzt um ganz andere, wichtigere Sachen handelt. Komm mir also nicht mit solchen Lappalien in die Quere. Du weißt, ich störe Dich auch nicht in Deinen kleinen Angelegenheiten. Nun sei aber auch so gut und kümmere Dich nicht um Sachen, die Du nicht verstehst."

Damit war die Sache erledigt und Siegfried ging fort.

Vierzehntes Kapitel.

Es war in den Abendstunden desselben Tages. Die Komptoire von Sander & Sohn waren schon leer und dunkel, nur das Privatzimmer des alten Herrn Sander war noch erleuchtet, und dieser selbst saß an seinem Pult und las einen grellrothen Zettel, ein Plakat, das ihm von unbekannter Hand unter Kreuzband zugesandt worden war.

Auf dem Plakat stand mit großen Buchstaben:

„An alle Arbeiter von Sander & Sohn!"

Dann folgte mit kleinerer Schrift der Text. Dieser lautete:

„Genossen!

Nachdem bisher alle die schamlosen Versuche unserer Zwingherrn, unsere Vereinigung zu vereiteln, gescheitert sind, berufen wir hiermit eine allgemeine Versammlung aller Arbeiter von Sander & Sohn auf morgen Sonnabend, Abends 9 Uhr, im großen Saal der Gartenwirthschaft ‚Zum goldenen Hut' ein.

Tagesordnung: Beschlußfassung über den Streik.

Referent: Arbeiter Peter Hagen."

Dann folgte wieder mit größeren Buchstaben:

„Genossen!

Es gilt euer Wohl! Laßt euch deshalb durch nichts und durch Niemand vom Besuch der Versammlung abhalten. Mann für Mann tretet ein für eure Existenz und diejenige eurer Familien. Keiner darf morgen Abend fehlen! Es gilt der ehrlichen Arbeit zu ihrem Recht zu verhelfen, es gilt dem sittenlosen Treiben der Schmarotzer, die sich von unserer Hände Arbeit mästen, ein Ende zu machen, es gilt den Lohn unserer Mühe zu erringen.

Der Einberufer."

Der Konsul las in seinem stillen Bureau den Zettel wieder und immer wieder. War denn das möglich? War denn das Alles wahr? „Der Zwingherr," das war er, der „sittenlose Schmarotzer, der sich von der Mühe seiner Arbeiter mästet!" das war auch er!

Seit fast fünfzig Jahren stand er auf diesem Platz. Stunde für Stunde, Tag für Tag, Jahr für Jahr stand er da und arbeitete mit aller Anspannung und aller Kraft für die Größe, die Ausbreitung, den guten Ruf der Firma

Sander & Sohn. Schwere Krisen waren über die Firma hereingebrochen, sorgenvolle, schlaflose Nächte hatte er durchwacht, ohne daß auch nur einer seiner Arbeiter davon eine Ahnung gehabt. Seine eigene Haushaltung wurde in bescheidener Art geführt, seine persönlichen Bedürfnisse unterschieden sich wenig von denen eines gewöhnlichen Mannes. Und trotz alledem „Zwingherr — Schmarotzer, der sich von der Mühe seiner Arbeiter mästet.“

Ganze Generationen von Arbeitern mit Kindern und Kindeskindern hatten bei Sander & Sohn Lohn und Brod gefunden, waren in der Jugend geleitet und angelernt, im Alter unterstützt und versorgt worden, und das war Alles vergessen, in einem Nu verweht vom Sturm der neuen Zeit, die da gefahr- und untergangdrohend heranzog, und nichts wissen, nichts lernen wollte vom Alter, von der Vergangenheit. Und er, der alte Mann, der auf dieser Welt nichts weiter mehr wollte, als das, was er von seinen Vätern ererbt, auf seine Kinder übertragen, die alte ehrliche Tradition von Sander & Sohn aufrecht zu erhalten — er war der Zwingherr — der Schmarotzer!

Der Konsul seufzte tief auf und stützte das Haupt müde und sorgenschwer in die Hand.

„Piefke!“ hörte er plötzlich die Stimme seines Sohnes auf dem Hofe rufen.

„Herr Sander?“ antwortete der Markthelfer.

„Ist mein Vater noch unten in seinem Komptoir?“

„Ja, Herr Sander.“

Wenige Augenblicke später trat Siegfried bei ihm ein. Er war in eleganter Gesellschaftstoilette und eben noch dabei, die hellen Handschuhe auszuziehen.

Der Konsul faltete das Plakat still zusammen, steckte es in die Tasche und sah seinen Sohn stumm an.

„Da kommt wieder so ein Stück neue Zeit,“ dachte er und seufzte wieder.

„Guten Abend, Vater!“ sagte Siegfried aufgeräumt, „bist Du noch immer bei der Arbeit? Du warst den ganzen Tag so beschäftigt, daß ich Dich nicht stören mochte, obgleich ich eine recht wichtige Sache mit Dir zu besprechen habe.“

„Was gibt's?“ fragte der Konsul kurz und müde.

„Es hat sich eine überraschend günstige Gelegenheit geboten, unsere Fabrik mit Allem, was drum und dran hängt, zu verkaufen —“

Bei dem Wort „verkaufen“ fuhr der Konsul aus seiner Mattigkeit empor, als ob der Blitz in das Haus eingeschlagen hätte. Starr blickte er seinem Sohn in's Gesicht. Erst nach einer Pause wiederholte er mechanisch, als ob er noch immer zweifle, richtig gehört zu haben: „Verkaufen?“

„Mein Gott, warum denn nicht,“ fuhr Siegfried leichten Tones fort, als ob es sich etwa darum gehandelt hätte, für nächsten Sonntag ein Picknick zu verabreden, „was ist da zu erschrecken? Oder wenn Du Dich an dem unschuldigen Wort stößest, so will ich sagen: es hat sich ein Konsortium gefunden, das Sander & Sohn in eine Aktiengesellschaft verwandeln will.“

„Sander & Sohn!“

„Natürlich, Sander & Sohn, Papa. Es lohnt sich ja wohl der Mühe, das Projekt in's Auge zu fassen. Es werden uns zwei Millionen Mark dafür in Aussicht gestellt. Natürlich können wir in der neuen Firma als Direktoren so lange bleiben, als es uns beliebt, so daß es sich also nicht um einen Wechsel in unserer uns liebgewordenen Thätigkeit handelt, sondern nur um eine pekuniäre Transaktion.“

Während nun Siegfried die ganze Corssen'sche Weisheit vortrug, saß der Konsul still an seinem Pulte und sah ernst und nachdenklich vor sich hin. Je mehr er sich

aber überzeugen mußte, wie sehr sein Sohn sich auf dem ganzen Plan festgeritten hatte, um so trauriger und wehmüthiger wurden seine Züge. Zu all' dem Jammer, der jetzt auf die alte Firma hereinstürzte, nun auch das noch, nun auch Untreue im eigenen Lager. Alles um ihn her schien zu zerfallen und zu zerbröckeln. Aber er ahnte sofort, woher der Wind wehte. Die feinen Verwandten wollten ein Herrenleben führen, und dazu mußte Geld herbeigeschafft werden, dazu paßte das alte spießbürgerliche Haus und das Geschäft und vor Allem die Arbeit nicht. Denn den kleinen oratorischen Aufputz von der „liebgewordenen Thätigkeit", den sich sein Sohn erlaubte, durchschaute der Konsul sofort. Wenn sein Sohn eine liebgewordene Thätigkeit gehabt hätte, so wäre ja noch nichts verloren gewesen, aber sein Sohn wollte eben nichts thun, sein Sohn war ein Müßiggänger, und deshalb senkte sein Vater den Kopf immer tiefer und immer trauriger. Er hatte sich bisher noch immer mit der Hoffnung getragen, sein Sohn müsse sich mit der Zeit noch ermannen, der alte Sander'sche Kaufmannsgeist in ihm müsse erwachen. Diese Hoffnung mußte er nun aufgeben und er gewann dagegen die Ueberzeugung, daß sein Sohn zur Fortführung der Firma unfähig, daß er nicht der Mann sei, der den Ansprüchen, welche die neue Zeit an den Chef eines solchen Handelshauses stellte, genügte. Der Gedanke, seinen Sohn aus der Firma auszustoßen, so fürchterlich er war und so unerhört es in der Geschichte des Hauses Sander & Sohn dastand, mußte nunmehr in dem alten Konsul zum festen Entschluß reifen.

„Sei still!" unterbrach er endlich seinen Sohn rauh und zornig. „Denkst Du vielleicht, ich sehe nicht, wer und was hinter Deinen gedrechselten Redensarten steckt? Ich kenne Dich wohl; Du bist auch so ein Ritter der Neuzeit, die lieber zu Schwindel und Betrug ihre Zuflucht

nehmen, als sich zu einer ehrlichen und geordneten Thätigkeit entschließen möchte."

„Vater!" brauste Siegfried entrüstet auf.

„Schweig! Du bist ein dummer Mensch! Siehst Du denn nicht wenigstens das ein? Ich will Dir Alles sagen, was aus Dir werden wird. Du wirst aus der Firma austreten, weil Du nichts thun willst und auch nichts thun kannst. Du wirst eine entsprechende Rente erhalten und nach meinem Tode eine verhältnißmäßige Auszahlung, die Du in kurzer Zeit durchbringen wirst; und in etwa zehn Jahren, wenn Du noch nicht einmal vierzig Jahre bist, in einem Alter, wo Deine Vorfahren mit ausgereifter Kraft erst recht ordentlich in's Leben und in die Arbeit eintraten, wirst Du am Rande eines verfehlten Lebens stehen. Warum? Weil Du ein Ritter der Neuzeit bist, ein Genußmensch, der da glaubt, aus nichts würde etwas."

Der junge Sander glaubte offenbar noch nicht an die Drohung bezüglich seiner Ausstoßung aus der Firma. Er zuckte fast verächtlich die Achseln, knöpfte seinen Ueberrock zu und nahm seinen Hut.

„Du bist in einer zu unangenehmen Laune, Vater, als daß ich wünschen sollte, noch weiter —"

„Halte den Mund, Bursche!" fuhr es dem entrüsteten Konsul heraus; „was hast Du für Redensarten zu machen, wenn Dir Dein Vater etwas sagt? Also eine Aktiengesellschaft soll Sander & Sohn werden? Also dafür haben sich seit mehr als zweihundert Jahren Deine Voreltern geplagt und geschunden, damit die Firma unter einem Enkel, der zu bequem und zu dumm zum Arbeiten ist, einem Herrn v. Corssen oder dem ersten besten Industrieritter in die Hände fällt. Narr, der Du bist. Denkst Du, ich durchschaue den Schwindel nicht? Denkst Du, ich sehe nicht hinter Dir Deinen schönen Schwiegervater stehen, den nur Gnade und Mitleid seiner Amtskollegen vor dem

Zuchthaus bewahrt haben? Ist das der Dank für meine Hilfe und unsere Nachsicht?"

„Was hat das Alles damit zu thun, Vater! Das sind vergangene Geschichten, und was vorbei ist, ist vorbei."

„Nicht so sehr, als Du denkst. Ich kann noch alle Tage meine siebentausend Mark zurückverlangen und eine Untersuchung der Sache beantragen."

„Du wirst Dir's wohl noch überlegen, einen solchen kaum begrabenen Skandal heraufzubeschwören."

„Wenn mich nicht die Rücksicht auf seine Amtskollegen abgehalten hätte, so säße er schon längst fest."

„Ich habe die Ueberzeugung, daß Du noch einmal besser von Herrn v. Corssen denken wirst. Er ist aufrichtig und ehrlich. Seine Pläne in Bezug auf Sander & Sohn zeugen von einer treuen, aufopfernden Anhänglichkeit an uns."

Sein Vater lachte bitter und höhnisch. „Du bist ein großer Narr. Du wirst nie klug. Nie wirst Du einen tüchtigen Menschen von einem hohlen Windbeutel unterscheiden lernen. Doch genug davon! Es wäre zu lächerlich, wenn ich erst von Dir lernen müßte, Welt und Menschen zu beurtheilen. Dazu drücken uns andere Sorgen. Die Arbeiter haben für morgen Abend eine Versammlung ausgeschrieben, um über einen Streik zu berathen. Was denkst Du in dieser Angelegenheit zu thun?"

„Ich, Papa? Du solltest den Polizeidirektor fragen. Was geht denn mich diese Arbeiterversammlung an?"

Der Konsul nickte einige Male stumm, als ob er eine vorgefaßte Meinung durch die Aeußerung seines Sohnes bestätigt gefunden hätte. Dann fuhr er fort: „Du weißt doch, was es für eine Bedeutung für die Firma hat, wenn die Arbeiter einen Streik gerade jetzt beschließen und zum Ausbruch bringen."

„Das wäre natürlich sehr fatal."

„Es wäre nicht nur ‚sehr fatal‘, sondern die Sache steht so, daß wir den Streik unter allen Umständen verhindern müssen, wenn wir unsere abgeschlossenen Verträge einhalten wollen. Wie denkst Du Dir das?“

Siegfried zuckte mit den Achseln. „Ich habe ja schon lange dazu gerathen, die aufrührerischen Elemente aus der Fabrik zu entfernen. Jeder Einsichtige hätte das für richtig und geboten gehalten. Du hältst es nicht dafür; nun siehst Du die Folgen Deiner Langmuth.“

Dann, als ob er stolz darauf sei, daß seine Ansicht durch die Thatsachen als richtig bewiesen wurde, fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „Du gefällst Dir überhaupt darin, die rohe, ungebildete Masse der Arbeiter zu behandeln, als ob sie Deine Kinder wären. Nun siehst Du die Folgen einer solchen Gefühlsduselei. Der Eine von ihnen ist sogar eingesperrt gewesen wegen Brandstiftung in der Villa Cäcilie. Der Schlingel hat sich aber herauszureden gewußt und seine Genossen haben ihm dabei treu zur Seite gestanden. Man hat ihn wieder wegen Mangel an Beweisen entlassen müssen, und nun trinkt und schwatzt sich das Gelichter in einen Dusel, in eine Begeisterung hinein, die man eben nicht mit Vernunft und gutem Zureden, sondern nur mit der flachen Klinge der Schutzmanschaft beseitigen kann.“

„So, so!“ murmelte der Konsul leise vor sich hin und nickte wieder einige Male. Er konnte bei seinem Sohne anpochen, wo er wollte, es klang überall hohl. Wie ein kleiner Junge, der durch eigene Dummheit in's Wasser gefallen ist, nach der Mutter ruft, so rief sein Sohn nach der Polizei. Die Bewegung unter den Arbeitern, die in frevelhaftem Leichtsinn und übermüthigem Taumel, im unsinnigen Luxus nur zu sehr Grund und Veranlassung hatte, wollte er mit roher Gewalt erdrücken. Das war auch so ein Stück neue Zeit. Das nannte man „schneidig“.

Es wäre minder einfältig gewesen, wenn man hätte annehmen können, dadurch der Bewegung Herr zu werden. Das war aber nicht der Fall. Ein gewaltsamer Eingriff war in dieser Sache keine Heilung, sondern nur eine Ungerechtigkeit, eine Provokation, mit der man noch größere Unruhe hervorgebracht und der Fabrik ein ähnliches Schicksal, wie der Villa Cäcilie bereitet hätte.

„Nun," sagte der Konsul nach einer Pause, „ich bin auch hierin nicht Deiner Ansicht. Ich werde in die Versammlung gehen."

„Vater! Man wird Dich insultiren, man wird Dir die Berechtigung abstreiten, zu reden."

„Auf dem Plakat steht ausdrücklich: An alle Arbeiter von Sander & Sohn. Ich bin einer der Aeltesten unter den Arbeitern von Sander & Sohn und werde wohl ein Recht haben, zu sagen was ich für nothwendig halte."

„Es ist aber nutzlos. Es ist Wahnsinn —"

„Sei still und höre, was ich Dir sage. Wie Du siehst, stimmen wir in keiner Hinsicht mehr überein. Gleichwohl sollst Du nominell noch so lange Theilhaber von Sander & Sohn bleiben, bis es mir gelungen ist, wieder Ruhe und Ordnung im Hause zu schaffen. Thatsächlich bist Du es von dieser Stunde an nicht mehr! Hast Du das verstanden?"

„Ich weiß nicht —"

„Und auch nominell bist Du Theilhaber nur unter der Bedingung, daß Du Dich sowohl in der Streikangelegenheit wie in jeder anderen, die mit Sander & Sohn zusammenhängt, jeder Einwirkung in irgend einem Sinne enthältst. Du kannst nichts Rechtes thun, also sollst Du lieber gar nichts thun. Ich verzichte auf Deine Mitarbeiterschaft, nicht weil ich mag, sondern weil ich muß. Du bringst der Firma mehr Schaden, als Nutzen. Deshalb mußt Du beseitigt werden. Das mag Dir für heute genügen. — Jetzt geh. Ich bin müde."

„Vater, Du wirst Dir das noch anders überlegen.“

„Das werden wir sehen. Vorläufig bleibt's dabei. Ich werde morgen mit dem Rechtsanwalt John die nöthigen Schritte besprechen. Du wirst von ihm die betreffenden Zufertigungen erhalten. Gute Nacht.“

Siegfried ging. Er war doch etwas gedrückt und verdutzt. Wenn er auch noch immer nicht daran glaubte, daß sein Vater Ernst machen würde, so hatte er ihn doch seit langer Zeit nicht so entschieden und bestimmt gesehen, als gerade heute. Nun hoffte eigentlich der junge Sander von dem drohenden Streik viel mehr, als er von ihm fürchtete. Er hoffte, daß er seinen Vater mürbe machen sollte, nicht nur ihm gegenüber, sondern auch in Hinsicht auf die Gründung von Sander & Sohn. Wenn der Streik wirklich ausbrach, lange konnte er ja nicht dauern, denn das „arme Gelichter“ hatte wahrscheinlich schon nach wenigen Tagen nichts mehr zu essen — so mußte man die Zeit gut benutzen, um dem alten eigensinnigen Manne ordentlich zuzusetzen. Dann konnte es ja nicht fehlen.

Der Konsul aber stieg mit schweren Seufzern die Treppe nach seiner Wohnung hinauf. Von diesem Abend ab war die Firma „Sander & Sohn“ nicht mehr Sander & Sohn. Mit der jahrhundertjährigen Tradition war gebrochen worden.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Gartenwirthschaft „Zum goldenen Hut“ bestand aus einem massiven Hauptgebäude, in dessen Parterrelokalitäten die Wirthschaftsräumlichkeiten sich befanden, während in den oberen Stockwerken die Privatwohnung des Wirths und einige kleinere Gesellschaftszimmer waren, und aus einem leichten Anbau, den der Wirth erst vor einigen Jahren hatte aufführen lassen. Dieser Anbau war ein einziger großer Saal, der sonst zur Abhaltung von

öffentlichen Tanzvergnügungen diente, heute Abend aber zur Abhaltung der Versammlung der Sander'schen Arbeiter in der Weise hergerichtet war, daß der ganze Saal mit Tischen und Stühlen besetzt wurde. An den Wänden hatte man Plakate mit verschiedenen Inschriften, als: „Freiheit und Gleichheit" oder „Der Arbeit ihren Lohn" und Aehnliches angebracht. Ueber zwei Holzböcke hatte man einige Bretter gelegt und mit einem Teppich verhangen. Da war die Rednertribüne. Ein Tisch, der darauf stand, war mit einer gewirkten Decke belegt und mit zwei Stearinkerzen besetzt. Das Ganze sah ganz hübsch und festlich aus.

Die Fabrik wurde um sieben Uhr geschlossen. Kaum eine Viertelstunde später begann sich der Saal zu füllen. Die Leute kamen in ihren Arbeitsanzügen und hatten den eben empfangenen Wochenlohn in der Tasche, was bei vielen von ihnen eine gehobene Stimmung verursachte. Sie traten Alle ziemlich geräuschvoll, lebhaft und laut sprechend in den Saal ein. Es waren einige darunter, die an den Tischen mit einer gewissen ungenirten Selbstherrlichkeit Platz nahmen und offenbar froh waren, nun, nachdem sie die ganze Woche hatten schweigen müssen, auch endlich einmal ihr Licht leuchten lassen zu können. Sie hatten wenig Ursache, besorgt zu sein, denn sie besaßen nichts, was sie hätten verlieren können. Das waren auch die Leute, die am lautesten im Saale wurden.

„Heute gilt's!" schrie Einer, und: „Sie sollen's uns nur heute wieder so machen wie das letzte Mal. Wir wollen ihnen schon heimleuchten!" ein Anderer.

„Der junge Janssen soll nur seine Knochen nummeriren, damit er sie wieder zusammen kriegt!" rief ein Dritter, „wenn er heute die Versammlung wieder sprengen will."

Es waren natürlich auch ruhigere, besonnenere Elemente unter den Versammelten, die still, mit ernsten Mienen

zusammensaßen, meist ältere Leute, denen die zugespitzte Situation offenbar Kummer machte und die für ihre Familien besorgt waren.

Immer sofort, wenn einige neue Ankömmlinge Platz genommen hatten, liefen die Kellner hinzu und brachten Bier, denn der Wirth war ein Geschäftsmann, der seine Lokalitaten in erster Linie dazu hatte, um Bier zu verkaufen, und dem es deshalb sehr gleichgiltig war, was die Leute in seinem Saal machten, wenn sie nur recht viel Bier dazu tranken. Er hielt den Gast für den besten, der am meisten Bier vertilgte. Das brachte das Geschäft so mit sich.

Das ging eine halbe Stunde so fort. Der Saal wurde zum Brechen voll, das Stimmengewirr immer verworrener, der Tabakrauch immer dicker, die Luft immer heißer und schlechter. Vor dem Eingang auf der Straße sammelten sich auch eine Menge Leute. Kinder und Weiber standen herum, da und dort zeigte sich auch eine Uniform, und die wunderlichsten Reden waren auch hier zu hören.

„Robert," sagte eine etwas kränklich aussehende Frau, mit einem Säugling auf dem Arm und ein Kind an der Hand, „Robert, denke an die Kinder!"

„Halt's Maul, Alte!" antwortete ihr Mann, „das muß immer pappeln und quatschen! Was sein muß, muß sein. Wir wollen unser Recht!"

Damit trat er in den Saal ein, während Frau und Kinder draußen stehen blieben, und eine andere Frau hinzutrat und sagte: „Sie sind Alle verrückt, Dore. Das machen die neuen Ideen. Aus den Kindern kann werden was will, das kümmert sie nicht!"

„Ach, wir kämen ja schon durch, Martha, wenn nur Friedrich nicht immer krank wäre."

„Wir werden schon Unterstützung kriegen!" rief eine Dritte. „Die anderen Arbeiter stehen uns bei."

„Ei ja! Sie werden uns 'was husten!" rief eine Vierte. „Die Anderen haben auch nichts übrig!"

„Soldaten! Soldaten!" jubelte eine Schaar Kinder auf, der das Glitzern und Blinken von Uniformen in der Ferne Spaß machte. —

Kurz vor acht Uhr trat der Konsul Sander in den überfüllten, rauchigen Saal. Mit ihm kam der alte Fabrikinspektor Janssen. Hinter den beiden alten Männern wurde die Helmspitze eines Schutzmannes sichtbar, der aber am Eingang stehen blieb. Die Leute waren beim Erscheinen ihres Chefs einen Augenblick ganz verblüfft. Es hatte offenbar Keiner eine Ahnung von seinem Kommen gehabt. Das Gesicht Peter Hagen's, der gerade mit einigen jüngeren Leuten am Bureautisch stand, überzog sich mit einer tiefen Röthe.

Der Konsul bewahrte eine ruhige, würdige Haltung. Prüfend und suchend lag sein klares, festes Auge auf der Versammlung, und nur Leute, die ihn längere Zeit nicht gesehen hatten, bemerkten auf seiner Stirn neue dunkle, sorgenvolle Furchen. Da kein Stuhl mehr frei war, als er eintrat, so standen einige der älteren Leute in seiner Nähe auf, um ihm Platz zu machen.

„Bleiben Sie sitzen. Ich will Sie nicht stören!" rief er ihnen zu.

Endlich brachte der Wirth hastig zwei Stühle herbei, auf denen der Konsul und Inspektor Janssen Platz nahmen.

Ein eigenthümlicher Bann lag momentan über der Versammlung. Das Stimmengewirr wurde minder geräuschvoll, die Köpfe der einzelnen Gruppen rückten näher zusammen und hier und da hörte man die Frage: „Was will denn der?" oder: „Warum haben sie denn den 'reingelassen?"

Gleich darauf erscholl eine Klingel durch den Saal, und nachdem einigermaßen Ruhe eingetreten war, trat ein junger Mensch vor den Bureautisch und sagte: „Genossen!

Ich fordere euch zur Bureauwahl auf. Ich schlage euch als Präsidenten Klaus Bäsold vor. Seid ihr damit zufrieden?"

Von vielen Seiten her ertönte ein lautes Ja, und die Mehrzahl der Hände erhob sich. In gleicher Weise wurden ein Schriftführer und zwei Beisitzer erwählt. Nur als bei der Wahl eines der Beisitzer ein älterer Mann „unseren verehrten Chef Herrn Konsul Sander" als Beisitzer vorschlug, entstand ein Zwischenfall.

„Unsinn!" — „Er will sich anvettermicheln!" — „Raus!" und andere Rufe ertönten, und der Konsul Sander blieb in der Minderheit.

Das so gewählte Bureau nahm nun an dem Bureautisch Platz und Klaus Bäsold ergriff als Präsident die Klingel und sagte: „Ich erkläre die Versammlung für eröffnet. Genossen! Es sind zwei Anträge beim Bureau eingelaufen. Erstens: Die heute im ‚Goldenen Hut' versammelten Arbeiter der Firma Sander & Sohn beantragen eine zwanzigprozentige Lohnerhöhung. Zweitens: Gleichzeitig beantragen dieselben die Entfernung des Herrn Siegfried Sander junior aus der Firma Sander & Sohn.

Zur Begründung der Anträge hat Genosse Peter Hagen das Wort."

Das wurde Alles etwas stockend, mit überlauter, hastiger, aufgeregter Stimme vorgebracht. Auch war Bäsold sichtlich froh, als er seine Aufgabe beendet hatte, und er setzte sich mit dem Bewußtsein, eine große That vollbracht zu haben, in den Präsidentenstuhl.

Nun stieg Peter Hagen auf die Tribüne. Das war schon etwas Anderes. Im Saale wurde es still; man lauschte, weil man wußte, daß Peter Hagen ein Redner war, dem das Wort frei und glatt, verständlich und schlagkräftig von der Lippe floß.

Mit der ihm eigenthümlichen Begabung und Schlau-

heit verbreitete sich der Redner in längerer Rede zuerst über das Allen am nächsten liegende und am besten verständliche Thema, nämlich über das allgemeine Arbeiterelend, über die Unsicherheit ihrer Lage trotz angestrengter Arbeit, über die Unmöglichkeit, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, und über all' die unzähligen Wünsche, die nun einmal in jeder Menschenbrust unbefriedigt lauern. Wenn man Peter Hagen so sprechen hörte, wie er seine Zuhörer allmälig auf seine Zwecke vorbereitete, so mußte man ihm eine große agitatorische Geschicklichkeit unbedingt zuerkennen, nur sprach er ohne Rücksicht darauf, ob die Firma Sander & Sohn in den erwähnten Mängeln überhaupt Abhilfe schaffen konnte. Peter Hagen behauptete ja nicht, daß Sander & Sohn der Allerweltsheiland für alle sozialen Schäden unserer Gesellschaftsordnung sei, aber die minder intelligent angelegten Zuhörer mußten dem Zweck und Ziel der Rede nach allmälig zu dieser Ansicht kommen, auch ohne daß der Redner das sagte.

Nachdem dieser Theil seiner Rede zur Befriedigung des größten Theiles der Zuhörer beendet war, legte sich Peter Hagen mit dem mächtigen breitschultrigen Oberkörper etwas vornüber, seine Stimme wurde schärfer, sein Blick heißer und funkelnder. Ein guter Beobachter konnte deutlich wahrnehmen, daß jetzt die eigenthümliche, hinreißende Leidenschaftlichkeit des Redners in's Spiel kam, und er fuhr fort: „Meine lieben Genossen, besehen wir nun einmal die Kehrseite der Medaille, ich meine das Leben Derjenigen, deren Einkommen aus unserer Hände Arbeit stammt. Während der Arbeiter Schwarzbrod und Kartoffeln ißt und seine Nächte nicht selten am Bette seiner kranken Kinder durchwacht, wird in der Villa Cäcilie Champagner getrunken und Nächte lang getanzt und Musik gemacht. Während wir in der Fabrik unseren tausendfältigen mühsamen Hantirungen obliegen, fährt Frau Sander mit

dem Groom auf dem Korbwagen spazieren, vergeudet und verpraßt mit vollen Händen, was wir erarbeiteten und zu unseres Leibes Nothdurft und Nahrung entbehren müssen. Ist das Gerechtigkeit? Ist das Menschlichkeit?"

Ein lautschallendes, vielstimmiges Bravo unterbrach den Redner. Konsul Sander wurde bleich, seine Lippen zuckten und man sah ihm an, daß er sich nur noch mit Mühe beherrschte. Stand er nicht da wie ein Angeklagter? Und noch obendrein wie Einer, der um Anderer Schuld willen angeklagt wird?

„Aber es kommt noch schöner!" fuhr Peter Hagen immer bissiger, immer hitziger fort, so daß sich der persönliche Haß, den er gegen den Konsul Sander hegte, nicht mehr verbergen konnte. „Sie Alle kennen aus der letzten Versammlung den Vorfall mit unserer Wittwenkasse. Man hatte das Geld daraus, unser Geld, gestohlen —"

„Es hat Niemand etwas eingebüßt!" warf der Konsul dazwischen.

Einen kurzen Augenblick lauschte man. Man wurde gespannt. Das war das erste Wort, das der Chef sprach, und man war neugierig, was nun werden würde.

Peter Hagen wandte den Blick nach der Seite hin, von der der Zwischenruf kam. Dann hob er den Kopf ein wenig und auf seiner Stirn runzelte sich drohend die Haut.

„Das fehlte auch gerade noch, Herr Konsul!" rief er höhnisch. „Jawohl, Sie haben Recht, es fand sich eine edle Menschenseele, die das Geld ersetzte, die den Dieb dem Gesetz entzog und den Spitzbuben vom Zuchthause loskaufte. Es wäre ja auch ein gar zu großer Jammer gewesen, wenn man einen adeligen Herrn in's Zuchthaus hätte schicken müssen, und nicht unsertwegen, sondern deshalb griff man noch einmal in die große Tasche, aus

der schon der Korbwagen und das Feuerwerk und die Villa Cäcilie bezahlt wurden, und die Dank unserem Fleiß, Dank unseren Muskeln, Dank unseren Armen und Händen nie leer wird, und bezahlte, was gestohlen worden war. Mit anderen Worten, man ließ den Spitzbuben laufen und deckte den Schaden mit unserem Gelde, und die edle Seele, die das that, war — Herr Konsul Sander!"

Das gesprochene Wort ist mächtig, wenn es der Redner versteht, all' die kleinen Wünsche und Neigungen seiner Zuhörer, die Schwächen und Unzulänglichkeiten der menschlichen Natur hineinzulegen oder zu berücksichtigen. Eine politische Partei, wie wir deren in unserem guten Vaterlande so viele haben, was ist sie Anderes, als die in Worte zusammengefaßten Bestrebungen und Wünsche gewisser Bevölkerungsklassen? Auch Peter Hagen verstand auf die Neigungen und Wünsche seiner Zuhörerschaft zu spekuliren, und das sicherte ihm den Erfolg.

Es entstand bei Nennung des Namens Sander ein unbeschreibliches Durcheinander. Man lärmte und schrie sich gegenseitig an, ohne sich zu verstehen. „Schluß! Schluß!" oder „Streik! Streik!" oder „Nieder mit den Schmarotzern!" „Ruhe!" und eine unzählige Anzahl anderer Zurufe flogen durch den Saal. Plötzlich erscholl eine markige, Alles übertönende Stimme, die rief: „Verleumder!"

Es war der Konsul selbst, der seiner Aufregung über die Worte Peter Hagen's in dieser Weise Luft machte. Alle hörten es an der zitternden nervösen Erregung, mit der das Wort in den Saal geworfen worden war. Fast unmittelbar folgte eine lautlose Stille. Peter Hagen beugte sich weit vor. Sein Auge blitzte, seine riesige Brust hob und senkte sich, und seine Mienen drückten eine finstere, wilde Entschlossenheit aus.

„Sie nennen mich einen Verleumder, Herr Konsul?" fragte er langsam, jedes Wort betonend.

„Ja, weil Sie es sind," klang es zurück.

„Ich rede, was wahr ist, Sie aber, Herr Konsul, Sie sind es, der lügt, der verleumdet. Sie veranlassen anonyme Briefe, die mich der Brandstiftung beschuldigen, die mich in's Zuchthaus bringen sollten. Ich bin Ihnen unbequem, weil ich den Leuten die Wahrheit sage, und da Sie keinen sonstigen Grund finden, mich fortzubringen, so greifen Sie zu solchen Mitteln. — Denken Sie, wir sind so dumm, daß wir das nicht sehen?"

„Bravo, bravo!" rief man wieder von allen Seiten und übertäubte so jede weitere Debatte. Die Aufregung wurde immer größer, so daß es schwierig oder fast unmöglich schien, sich noch einmal zu einer ruhigen und vernünftigen Auseinandersetzung Gehör zu verschaffen.

„Zur Abstimmung, zur Abstimmung! Streik!" schrie man wild durcheinander.

„Genossen!" erhob Peter Hagen noch einmal seine dröhnende, rollende Stimme, „ich kann euch nur die Annahme meiner Anträge rathen. Ein kurzer Kampf nur bringt uns einen großen Sieg. Eine kurze Aufwendung aller Energie und Kraft erringt uns eine erträglichere Lage, ein menschenwürdiges Schicksal. Lassen wir uns die günstige Gelegenheit nicht entgehen. Wir müssen siegen. Zur Abstimmung!"

Wieder erhob sich lautes Geschrei. Der Präsident klingelte wie besessen in den Lärm hinein, um Ruhe zu schaffen, aber lange Zeit vergebens.

Der Konsul war aufgestanden und sah finster in das wilde Treiben seiner Leute.

„Ich — ich — bitte um's Wort!" rief er endlich.

Er war in einer sonderbaren Lage. Für ihn handelte es sich nicht nur um die zur Debatte stehenden Anträge, sondern vor Allem um die Wahrung seiner Autorität gegenüber seinen Arbeitern. Ging diese verloren, so war

überhaupt Alles aus. Er fühlte sich für Alles verantwortlich; nicht nur für das Wohl seiner Arbeiter, sondern auch für das Gedeihen der Firma Sander & Sohn. Eines war vom Anderen abhängig, und das Gedeihen des Ganzen konnte er sich nur denken, wenn er absoluter Herr in seinem Hause und in seinem Geschäft blieb. Das Wort „ich bitte" kam ihm aber schwer über die Zunge. Wie sollte er nun seine Arbeiter anreden? Genossen? Unmöglich. Oder gar: Meine Herren? Sie waren nicht seine Herren. Im Gegentheil handelte es sich jetzt darum, zu betonen, daß er ihr Herr war.

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis die Aufregung sich etwas legte. Der junge Mann, der dort im Präsidentenstuhl saß, sah sich rathlos um und fuchtelte noch immer von Zeit zu Zeit mit der Klingel herum.

„Laß ihn reden, Klaus!" raunte ihm Peter Hagen im Vorbeigehen zu, und endlich rief der Präsident:

„Herr Konsul Sander hat das Wort!"

„Ruhe! Ruhe!" ertönten einige gebieterische Stimmen der älteren Arbeiter, und endlich legte sich der Sturm.

Mit größerer Aufregung, als er eigentlich erblicken lassen wollte, begann der Konsul: „Ich bin hierher gekommen, um selbst mit Ihnen zu reden, um selbst zu hören, was Sie eigentlich zur Unzufriedenheit reizt und was Sie für Beschwerden gegen die Firma Sander & Sohn vorzubringen haben. Ich habe nicht Schuld daran tragen wollen, daß böse Zungen und böswillige Hetzereien Sie mir entfremden und einen Zwiespalt zwischen uns schaffen, der nur zum Schaden unser Aller ausfallen kann. Ich gehe deshalb auch auf die persönlichen Anschuldigungen, die der Vorredner gegen mich vorgebracht hat, nicht ein —"

„Sie thun wohl daran!" unterbrach ihn Peter Hagen höhnisch.

„— diese sind Sache des Strafrichters, vor dem der Vorredner sich zu verantworten haben wird."

„Ausflüchte! Ich fürchte mich nicht," rief Hagen wieder dazwischen.

„Ich kann Ihnen hier nur die Versicherung geben," fuhr der Konsul fort, „daß es mir nicht eingefallen ist, gegen den Vorredner den Verdacht der Brandstiftung zu erheben, oder erheben zu lassen, und ich bezeichne diese Auslassung als eine gemeine Lüge."

Eigentlich wollte der Konsul noch hinzusetzen: die ersonnen wurde, um Zwist zwischen uns zu schaffen, aber er kam nicht dazu.

„Und der Diebstahl an unserer Wittwenkasse?" fuhr Peter Hagen wieder dazwischen, „ist der auch eine gemeine Lüge?"

„Und der Korbwagen?" rief es von anderer Seite lachend.

„Und die Villa Cäcilie?" tönte es weiter aus dem Saal.

Der Konsul, der ohnehin zu einer strammen Kürze, zu einem gewissen Kommandoton geneigt war, fühlte immer mehr das Bedürfniß, seinen Standpunkt als Herr zu betonen.

„Sie thun gerade so, als ob ich gestohlen hätte, als ob ich mir Luxus und Wohlleben erlaubt hätte, die über meinen Stand hinausgehen —"

„Unser Geld!" hallte es wieder im Saal.

„Lassen Sie uns über Ihre Anträge sprechen, aber nicht über meine Familienangelegenheiten. Ich dulde nicht, daß Sie mir in meine Geschäftsführung oder gar in meine Familienangelegenheiten hineinreden."

„Unser Geld!" tönte es wieder.

„Ich wollte, es wäre Ihr Geld, was draufgegangen ist; es war aber mein Geld, und deshalb habe ich Niemand darüber Rede und Antwort zu stehen," erwiederte der Konsul immer heftiger werdend.

Aber auch unter den jüngeren Arbeitern wurde es immer unruhiger. „Faule Fische!“ klang es hier, und „Laßt euch nicht verblüffen!“ dort.

Peter Hagen rief seinen Freunden ziemlich laut zu: „Achtung! Sie wollen uns wieder sprengen. Draußen steht die Polizei. Nur ruhig. Zur Sache.“

„Ich komme also auf Ihre Anträge,“ fuhr der Konsul fort. „Was zunächst die beantragte Lohnerhöhung anlangt, so läßt sich darüber reden. Sie können sich leicht ausrechnen, daß die beantragten zwanzig Prozent für mich eine wöchentliche Mehrausgabe von etwa zweitausend Mark ausmachen, jährlich also etwa hunderttausend Mark. Ja, was glauben Sie denn, was ich verdiene? Denken Sie denn, es gibt für uns keine Konkurrenz? Einige Artikel ertragen eine Lohnaufbesserung, andere nicht. Aber wir müssen uns redlich und sachlich über diese Lohnaufbesserung verständigen, nicht einseitig fordern und einseitig verweigern. Dabei kommt nichts heraus. Ich will Ihnen nun gern entgegen kommen, ja, ich will Opfer bringen, um einen größeren Verlust, der uns Allen aus einem Streik droht, zu verhüten. Wählen Sie einen Ausschuß, mit dem ich verhandeln kann und ich sichere Ihnen zu, daß ich mich in dieser Beziehung mit Ihren Vertrauensmännern zu Ihrer Befriedigung einigen werde.“

„Nichts da, wir wollen jetzt beschließen!“ rief Peter Hagen.

„Ruhe!“ tönte eine andere Stimme, „es ist richtig, was er sagt. Er hat Recht. Ein Streik nützt uns Allen nichts.“

„Wenn Sie glauben,“ fuhr der Konsul fort, „daß ich für die Ehre, daß Sie in meiner Fabrik arbeiten, auch noch zuzahlen soll, so werden Sie sich schwer irren. Ich kann und ich will auch nicht mehr für Ihre Arbeit bezahlen, als sie mir werth ist. Wenn ich mich gleichwohl zu Opfern entschließe, so liegt das in dem Umstand, daß

mir Ihr Streik noch größere Verluste bringen würde. Ich wähle also von zwei Uebeln das kleinere. Thun Sie das auch. Wählen Sie einen Ausschuß und verständigen Sie sich mit mir. Wollen Sie aber durchaus den Streik, so sage ich Ihnen im Voraus, daß Mancher von uns daran zu Grunde gehen wird."

„Zur Abstimmung, zur Abstimmung!" schrie man weiter. „Schluß! Schluß!"

„Was dann Ihren zweiten Antrag angeht," fuhr der Konsul mit stärkerer Stimme fort, „so muß ich Ihnen darauf erwiedern, daß die Entfernung meines Sohnes aus der Firma Sander & Sohn lediglich meinem Ermessen vorbehalten bleiben muß, und ich unter keinen Umständen dulden werde, daß in dieser Hinsicht irgend welche Forderungen an mich gestellt werden. Mit demselben Recht könnten Sie eines Tages auch einmal meine Entfernung aus der Firma beantragen und durchsetzen, oder auch die Einsetzung eines Mannes, der von der Sache nichts versteht und weder die Geldmittel noch das Geschick hat, die Firma gedeihlich weiter zu führen. Sie werden selbst einsehen, daß Sie auf diese Weise Ihren eigenen Nachtheil anstreben würden."

Damit war Sander mit seiner Darlegung fertig und setzte sich wieder. Er hatte von seinem Platz aus gesprochen.

Kaum aber sah Peter Hagen, daß der Chef zu Ende war, so stand er auch schon wieder auf der Tribüne.

„Genossen!" rief er in den Saal hinein, „ihr seht wohl Alle, daß die soeben gehörte Rede nur eine Falle ist; man will die Versammlung wieder auseinandergehen lassen, ohne daß etwas beschlossen worden ist. Laßt euch aber nicht übertölpeln. Beschließt über meine Anträge, und wenn diese bis morgen Abend von unserem Chef nicht angenommen sind, so beginnt am nächsten Montag der

Streik. Vorwärts, Genossen. Der Arbeit ihr Lohn! Zur Abstimmung!"

Ein tumultuarisches Geschrei erhob sich wieder. Es war mittlerweile spät geworden, die Leute waren zum Theil bezecht, die Luft im Saal heiß, rauchig, unerträglich. Endlich schritt man zur Abstimmung. Die Anträge Peter Hagen's wurden von der Versammlung mit einer geringen Majorität von etwa zwanzig oder dreißig Stimmen angenommen, die Vorschläge des Konsuls Sander waren also verworfen. Der Streik war da! Von den Folgen dieser Beschlüsse machten sich offenbar nur Wenige eine richtige Vorstellung. Die Meisten hatten in halber Trunkenheit, in der Aufregung abgestimmt. Zu den Wenigen aber gehörte in erster Linie Sander selbst. Er sah einen schweren Stoß gegen die Firma Sander & Sohn voraus. Der Kampf war entbrannt. Für ihn handelte es sich genau so um die Existenz, wie für seine Arbeiter, nur daß er, wenn er fiel, höher und schwerer fiel, als diese.

Sechzehntes Kapitel.

Es war ein wunderschöner Herbstabend. Nahe dem Stadttheater in den Anlagen ging ein junger Mann hin und her, um, wie es schien, die frische, würzige Luft zu genießen.

Es war Georg Janssen. Allein die Schönheit des Abends hatte ihn keineswegs herausgelockt. Aufgeregt und fast nervös strich er zuweilen an dem vollen dunklen Schnurrbart und sah erwartungsvoll nach der Richtung der Stadt. Plötzlich gewahrte er einen Herrn im grauen Cylinder, hellgrauem Ueberzieher und weißen Gamaschen unter den dunklen Beinkleidern, und seine Blicke verdüsterten sich etwas. Er erkannte den Direktor Lee. Georg Janssen, der offenbar hier auf Jemand anderes wartete,

wäre ihm gern ausgewichen, wenn er es unbemerkt hätte thun können, da Direktor Lee aber gerade auf ihn zukam, so ließ sich das nicht mehr unauffällig bewerkstelligen. Lee hatte sich Georg noch vorgestern in besonderer Weise dadurch verbunden, daß er eine Garantieleistung für ihn beim Abschluß eines größeren Geschäfts übernommen hatte. Auch bei einem Beleihungsgeschäft, das Georg mit der von Lee geleiteten Bank abgeschlossen hatte, war ihm der Direktor sehr freundlich entgegengekommen. Er durfte ihn also auf keinen Fall merken lassen, daß er ihm jetzt nicht gelegen kam.

„Ha, ha, wissen Sie schon?“ lachte Lee nach der ersten nur flüchtigen Begrüßung.

„Was soll ich wissen, Herr Direktor?“ fragte Georg.

„Der junge Heller von Horst & Heller ist durchgebrannt.“

„Nicht möglich! Wie ist das gekommen?“

„Ha, ha! Auf die natürlichste Weise. Er hat zuviel Geld ausgegeben und zu wenig verdient.“

„Vermuthlich hat sich die Firma übernommen.“

„Selbstverständlich. Der unheimliche Preisrückgang in Baumwolle hat der Firma den Hals gebrochen. Gratulire übrigens. Sie spekuliren ja à la baisse! Kommt Ihnen gelegen. He? Haben kolossale Engagements. Müssen ja ein Bombengeld verdienen. Wie?“

„Hat der junge Heller viel mit fortgebracht?“ fragte Georg ausweichend.

„Etwa sechzigtausend Mark — eine Lumperei. Ich wette, die Polizei erwischt ihn nicht. Wollen Sie halten?“

Georg lachte. Die Wettlust des Direktors war bereits sprichwörtlich.

„Herr Direktor, ich bedauere außerordentlich, allein ich wette nie. Wirklich nicht. Ich bin kein Wetter.“

„Kein Wetter? Wirklich nicht? Und trotzdem spekuliren

Sie à la baisse in Baumwolle? Was ist ein Spekulant anders, als ein Wetter?"

„Ich bin weder das Eine, noch das Andere, Herr Direktor."

„Wieso denn nicht? Ich verstehe Sie nicht. Was nennen Sie denn einen Spekulanten?"

„Ich nenne einen Spekulanten Denjenigen, der etwas kauft oder verkauft in der Hoffnung oder Befürchtung eines zukünftigen Ereignisses. Das ist mein Fall nicht. Ich wußte sehr wohl, daß ein Preissturz kommen mußte, und verkaufte deshalb so viel ich verkaufen konnte. Das ist also nur eine Ausnutzung der Konjunktur, aber keine Spekulation."

Direktor Lee lachte schlau.

„Wußte es!" meinte er nickend. „Jawohl, das ist die Hauptsache, beim Wetten und beim Spekuliren. Wissen muß man es! Guten Erfolg, mein Lieber. Gratulire nochmals. Ha, ha, wissen muß man's."

Damit ging der sonderbare Mann weiter. Es war als wenn er hier einen Partner gefunden hätte, mit dem nichts zu machen, der ebenso schlau war, wie er. Deshalb ging er wieder fort und suchte einen Anderen, mit dem er wetten konnte, ob der junge Heller abgefaßt würde oder nicht.

Georg war froh, daß er fort war. Was ging ihn der junge Heller an? Er stand nicht mit ihm in Geschäftsverbindung und konnte aus dem Zusammenbruch seines Hauses höchstens einen weiteren Preisrückgang der Baumwolle erwarten. Ihm gingen jetzt ganz andere Dinge durch den Kopf. So sehr ihn auch seine Geschäfte gerade jetzt in Anspruch nahmen, so aufgeregt und gespannt er jede Depesche, die seinen Artikel betraf, studirte, so fiebernd und zitternd er in jeder Börsenstunde seine Chancen überschlug und im Geheimen ausrechnete, wie sich die nächste Stunde gestalten mußte, wie sein Gewinn von Stunde zu

Stunde wuchs, kurz, so sehr er auch unter dem Anfängerfieber eines selbstständigen Börsenbesuchers litt, so verlor er doch keinen Augenblick den Stand der Dinge bei Sander & Sohn aus dem Auge. Er hatte beobachtet, wie der junge Sander zu verhältnißmäßig hohen Preisen bis noch vor wenigen Tagen große Posten auf Zeit gekauft hatte. Er selbst hatte ihm durch die Vermittelung eines Maklers für Ende Oktober noch einen Posten angehängt, an dem er schon heute gegen siebentausend Mark verdient hatte. So viel waren die Preise inzwischen schon gefallen. Nun war der Streik bei Sander & Sohn ausgebrochen. Sie hatten also nicht nur die Verluste der Preisdifferenz zu tragen, sondern konnten die Vorräthe auf unberechenbare Zeit hinaus auch nicht verwerthen. Es kamen Summen von vielen hunderttausend Mark in's Spiel.

Plötzlich zog Georg seinen Hut in etwas demonstrativer Weise, als fürchte er, übersehen zu werden, und verbeugte sich grüßend vor einer jungen Dame.

„Fräulein Sander," sagte er mit leichter Verlegenheit, „ich bin glücklich, Sie zu treffen. Wie geht es Ihnen? Sie wollen vermuthlich zu Ihrem Bruder?"

„Ach, Herr Janssen!" rief Melanie etwas erschrocken.

„Würden Sie mir gestatten, Sie einige Schritte zu begleiten?"

„Ach, so weit Sie wollen, das heißt — ich bin Ihnen sehr verbunden, wenn Sie die Güte haben möchten —" stotterte sie erröthend.

Es war fast drollig, zu sehen, wie die beiden jungen Leute, die ja sehr gut wußten, was sie sich gegenseitig sagen wollten, an einer äußeren Form festhielten, wie sie eine gute Erziehung für geboten hält. Diese äußere Form erschien ihnen immer mehr und mehr wie ein dicker Wintermantel, wenn die Frühlingssonne kommt. Sie kam ihnen unnöthig, abgetragen, lästig vor.

„Sie wissen, daß Sie nur über mich zu befehlen haben, Fräulein Melanie. Diesmal treibt mich aber die Sorge um — um — Wie steht es in der Fabrik?"

„Alles still, Herr Janssen. Kein Rad regt sich. Ach Gott, und Papa!"

„Was ist's mit dem Herrn Konsul?"

„Am Sonntag Morgen kamen einige Leute, die von den Arbeitern zu ihm geschickt worden waren, um ihm die Forderungen mitzutheilen, die am Tag vorher, Sie wissen, in der schrecklichen Versammlung, auf der Papa selbst gesprochen hat, beschlossen worden waren. Papa lehnte Alles ab und wollte nicht mit den Leuten verhandeln. Seitdem ist er wie umgewandelt. Er ißt und trinkt nicht, spricht nicht und sieht bleich und müde aus. Ich fürchte, er wird krank. Sie glauben nicht, Herr Janssen, wie ihn die Zwistigkeit mit seinen Arbeitern angreift."

„Und — und die Arbeiter?"

„Ach, die armen Leute! Sie stehen in großen und kleinen Gruppen herum, räsonniren, trinken und rauchen und wissen nicht, was sie thun sollen."

„Und wie steht's mit der Reise nach Brighton?"

„Der Vater hat noch nichts wieder davon gesagt, und ich natürlich auch nicht. Das können Sie sich wohl denken."

Sie hatte vertraulich und aufgeräumt plaudernd ihren Arm in den seinen gelegt, den er ihr höflich geboten. Jetzt legte er seine Hand auf ihren Arm und ging etwas langsamer. Es trat eine kleine Pause ein. Sie fühlte, daß er ihr etwas Wichtiges, etwas Besonderes sagen wolle, und nur noch nicht recht wisse, wie er es vorbringen könnte. Sie sah ihm fragend in die Augen.

„Fräulein Melanie —" begann er stockend.

Sofort schlug sie den Blick nieder. Sie fühlte, was jetzt kam.

„Was wollen Sie sagen, Herr Janssen?" lispelte sie leise und erröthete sehr stark.

„Fräulein Melanie, würden Sie mir rathen, Ihrem Vater jetzt einen Besuch zu machen?"

„O, er wird sich gewiß sehr freuen, Herr Janssen, Sie zu sehen," sagte sie schnell, dann aber, wie sich besinnend, fuhr sie zögernd und verlegen fort, „und — und es wird sehr freundlich von Ihnen sein, wenn — wenn —"

Sie kam nicht weiter.

„Sie verstehen, was ich meine, Fräulein Melanie?" unterbrach er sie. „Unsere Lage ist eine etwas schiefe und auf die Länge der Zeit unhaltbare. Wenigstens ich fühle, daß etwas geschehen muß, daß Klarheit über unsere Gegenwart und über unsere Zukunft geschaffen werden muß. — Fräulein Melanie, sagt Ihnen Ihr Herz darüber nichts?"

Seine Stimme war zu einem ganz leisen Geflüster herabgesunken, aber sie verstand jedes Wort, als ob man es ihr mit Trompeten zugeschmettert habe. Ihr Athem ging plötzlich hastend und stoßweise, ihr Herz schlug rasch und laut.

Er faßte ihre Hand und drückte sie leise und zärtlich, und sie, da sie doch nicht im Stande war, momentan auch nur eine Silbe über die Lippen zu bringen, sie drückte seine Hand wieder.

(Fortsetzung folgt.)





Der Raffa.*)

Erzählung aus den bayrischen Vorbergen.

Von

Friedrich Dolch.

Mit Illustrationen von G. Heine.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ueber der lieblichen, breitgedehnten Thalmulde von Aibling wölbte sich der tiefe, sommerblaue Julihimmel so rein, als wolle er wetteifern mit der Schönheit unter ihm, und die Sonne stand fast im hohen Mittag, wie ein flammendes Auge, das mit Wohlgefallen auf dem Segen verweilt, den es geschaffen. Weithin dehnte sich die Hochebene bis an die duftigen Berge hin, ein weites, in grünen Hügelwellen gartenartig ausgebreitetes Land, von dunklen Waldflächen schattirt und mit ragenden Kirchthürmen, blinkenden Schloßzinnen und weiß schimmernden Ortschaften wie mit Lichtpunkten bestreut. Nach Osten hin verlor sich der Höhenzug an der Glon entlang mit den Schlössern von Maxlrain und Aibling, westlich aber stiegen über den waldigen Vorbergen die Gebirge immer höher hinan, über die Stufen des Irschenberges hinaus bis zum Jägerkamp und Brecherspitz, wo der Schliersee in grüner Tiefe ruht, bis zum Miesing und dunkelschattigen Breitenstein. Von

*) Raffa = Raufer, Raufbold.

drüben aber drängten der sagenreiche Untersberg und der Staufen heran, die Kampenwand erhob das gewaltige Haupt und die Riesen schoben den ungeheuren Rücken vor, bis zu den phantastischen Zacken des Kranzhorns; gegenüber war die hohe Madron gelagert, der Wilde Kaiser richtete seine gewaltigen Felswände empor und in der Mitte des ganzen Bildes erhob der Wendelstein, zu beiden Seiten von den Berghäuptern wie ein Herrscher von den Vasallen umdrängt, die majestätische Felsenstirn.

Wenn auch die Mittagssonne heiß auf die Felder und Fluren niederbrannte, so war es doch lieblich und kühl um die Bauernhöfe und Häuser her, die im Schatten laubreicher Obsthaine, über welche die Thurmspitze der Pfarrkirche emporragte, am Fuße eines sich ziemlich flach abdachenden Hügels lagen. Die sonnendurchschienenen Schatten dichter Obstbäume zitterten auf dem darunter hingebreiteten üppigen Rasen, in welchen Feldblumen aller Art bunte Farbenmuster stickten. Wie liebkosend strich ein leichter Lufthauch durch die schwankenden Aeste, und Bienen summten und schwärmten von halb eingebrochenen Ständen zwischen den Bäumen und Körben hin und zurück.

Vor einer der hart an der Dorfstraße liegenden Behausungen lehnte an einem Zaune ein junger Bursche von kaum siebzehn Jahren, eine schlanke, fast feingebaute Gestalt mit einem hübschen, ausdrucksvollen Gesichte. Mit Wohlbehagen betrachtete er eine Cigarre, die er zwischen den Fingern hielt, und blies blaue Rauchwölkchen in die Luft. Von Zeit zu Zeit blickte er ungeduldig nach dem Hause hinüber, ließ auch wohl einen gellenden Pfiff erschallen, um hierauf wieder in seine vorige Stellung zurückzusinken.

„Jetzt wird mir aber die Warterei z'dumm," brach er endlich unmuthig los. „Wenn die Ratscherei da drin' noch kein End' nimmt, nachher druck' ich mich und laß die Rosel allein heimtappen. Einmal will ich noch hinein-

schau'n, wenn's aber wieder nix is, nachher weiß ich, was ich zu thun hab'."

Er hob schon den Fuß, um seinen Vorsatz auszuführen, blieb aber lauschend wieder stehen, denn hinter einem der Nachbarhäuser erscholl in diesem Augenblicke ein heller, langgezogener Juhschrei und eine zwar rauhe, aber wohlgeübte Stimme sang:

„A schneidiger Bua bin i,
Hab' Federn aufg'steckt!
Beim Raffa, da hat mi
No Koaner derschreckt!"

Wieder klang ein starker, lustiger Juchzer und gleich darauf wurden die Schritte des sich nähernden unsichtbaren Sängers hörbar.

Der Lauschende zuckte zusammen und blickte fast ängstlich über die Schulter nach dem Hause hinüber. Im nächsten Augenblicke aber drückte er seinen Hut entschlossen fester auf den Kopf, sein Gesicht nahm einen trotzigen Ausdruck an und leise vor sich hinpfeifend lehnte er sich mit dem Rücken wieder an den Gartenzaun.

Gleich darauf trat der Sänger hinter dem Nachbarhause hervor ünd blieb, als er den am Zaune Lehnenden erblickte, einen Augenblick überrascht stehen. Es war ein großer, starkgebauter Bursche mit scharfgeschnittenen, wohlgeformten Zügen; Kühnheit und Verwegenheit leuchteten aus den grauen Augen, und um die schmalen, von einem starken Schnurrbarte überschatteten Lippen spielte ein herausforderndes, spöttisches Lächeln. Auf dem röthlichbraunen Kraushaar saß ein grüner, mit Spielhahnfedern geschmückter Hut und am Mittelfinger der rechten Hand, die er, sich rasch nähernd, dem jungen Burschen entgegenstreckte, funkelte ein eiserner Schlagring von ungewöhnlicher Größe.

„Ja, wen seh' i denn da?" rief er mit geheuchelter freudiger Ueberraschung. „Das is ja gar der Kreppenbauern

Hies von Heufeld! Wo kommst denn Du her? No, wie mich jetzt das freut, das is schon ganz aus der Weis'!"

Und er lachte laut auf und schlug dem jungen Burschen, der die ausgestreckte Hand nicht zu bemerken schien, derb auf die Schulter.

„Laß mir meine Ruh', Balthes! Ich will nix z'schaffen haben mit Dir!" versetzte der Angeredete.

„Oho, is das Dein Grüßgott?" spottete Balthes. „No, wenn D' auch noch so schiech thust, so freut's mich doch, daß ich Dich so schön treff'! Schau, und rauch'n thust gar auch? Du, paß fein auf, daß Dir nix passirt, gel'? Weißt, die klein'n Bub'n wird auf's Rauch'n alleweil übel, und wenn i Dir ein'n guten Rath geben darf —"

„B'halt Dein'n guten Rath, i brauch'n net!" unterbrach ihn zornig der junge Bursche. „Geh mir aus'm Weg, i will kein' Disput hab'n mit Dir!"

„Aber ich mit Dir," lachte Balthes und faßte Hies, der an ihm vorüber in's Haus wollte, beim Arm. „Halt ein bissel, Bübel, wir hab'n noch net ausgered't mit einander. Wie kannst denn Du die Keckheit hab'n und ganz allein da herkommen in unsern Ort? Du weißt ja doch, wie die Heufelder und Vagener Burschen mit einander steh'n, und daß 's dem net gut geht, der sich erwisch'n laßt im fremden Ort. Habt's ös net ein'n Vagener Burschen, der sich beim Fensterln abfangen hat lassen, a halb's dutzendmal in d' Luft geschnutzt und nachher in Bach taucht? Schau, das hab'n wir enk in ein Wachsel druckt und haben's geschworen, daß wir's g'rad so mach'n, wenn mir amal Ein'n von enk erwisch'n —"

„Das wirst Dir wohl überleg'n," erwiederte kalt der junge Bursche. „Ich komm' net bei Nacht und Nebel, sondern am helllichten Tag zu euch, und da möcht' ich doch seh'n, wer mir das verbiet'n könnt'. Drum sag' ich: Hand weg und laß mich mein'n Weg geh'n, oder —"

„Was, oder? Willst mir am End' gar droh'n? Bübel, gib fein Obacht, daß ich Dich net mit'm Finger derdruck'!"

Hies erwiederte nichts, sondern riß sich mit einem kräftigen Rucke los und wollte forteilen, aber Balthes faßte ihn auf's Neue, und ein heftiges Ringen begann. Der junge Bursche, der vor Wuth mit den Zähnen knirschte, wehrte sich aus Leibeskräften, aber da er seinem Gegner bei Weitem nicht gewachsen war, so dauerte der Kampf nur wenige Augenblicke. Balthes schlang die Arme um den Leib seines Gegners und preßte ihn so heftig an sich, daß dem jungen Burschen der Athem verging und seine Arme kraftlos niedersanken. Hierauf hob er ihn hoch in die Luft und ließ ihn dann langsam wieder auf den Boden niedergleiten.

In diesem Augenblicke wurde Balthes an der Schulter gepackt und heftig zurückgerissen. Ein junges Mädchen stand hoch aufgerichtet vor ihm und maß ihn mit blitzenden Augen vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Scham' Dich," rief sie mit vor Entrüstung bebender Stimme, „scham' Dich in die Seel' hinein, Du ungeschlachter Mensch! Das is eine saubere Manier, friedfertige Leut', die mit kein'm Menschen Streit und Händel suchen, auf offener Straß' anzupacken! Kannst's überall verzähl'n, das Heldenstückl, daß der Goliath den klein' Davidl g'worfen hat! Freilich, von ein'm Raffa kann man nix anders derwart'n, und d' Leut hab'n Recht, wenn's Dir aus'm Weg geh'n wie ein'm wüthenden Hund!"

Mit verblüfften Blicken starrte Balthes dem Mädchen in's Gesicht. „O Sakra noch amal," stotterte er, als die Erzürnte endlich schwieg, verlegen, „Diandl, Du kannst's aber, allen Respekt! So sind mir d' Leviten schon lang nimmer g'lesen word'n, und ich glaub', daß 's der Pfarrer selber net besser fertig bringt. Aber Du machst es doch schon a bissel z'arg, wenn Du mich gleich mit ein'm



wüthenden Hund vergleichst! Wenn i auch 's Spötteln net lassen kann und diemal a bissel raff', desweg'n is 's alleweil so weit noch net g'fehlt. Aber das hätt' ich meiner Lebtag net glaubt, daß ich bei Dir so gut ang'schrieben stehn thät'."

„Da wunderst Dich noch drüber auch?“ erwiederte das Mädchen wegwerfend. „Meinst, d' Leut reden net von Dir? Du sorgst schon auch fleißig dafür, daß ihnen der Stoff nie ausgeht. Wenn wo a Rafferei is, fehlt der Stocker Balthes g'wiß net dabei, auf'm Tanzboden, beim Maßkrug, bei jedem nixnutzigen Streich is er vorn dran, und Strafen hat er deswegn schon kriegt vom G'richt, daß er's nimmer zähl'n kann. Das is schon a schön's Sündenregister, mein' ich, und doch is 's Aergste no net dabei —“

„Nur zu, jetzt bist schon im Zug! J bin doch neugierig, was D' noch für Schlechtigkeiten von mir weißt!“

„Wenn Du's wissen willst, so kann ich Dir's schon sag'n,“ entgegnete das Mädchen. „Es geht die Red', daß Du von Deiner Heimath fort bist, weil Du Dich überworfen hast mit Dein'm Vater, der Dir Dein liederlich's Leb'n net hingeh'n hat lassen woll'n. Und damit Du ja thun und treib'n kannst, was D' magst, fahrst lieber als Knecht unter die fremden Leut 'rum und laßt Dein alten Vater allein hausen auf dem großen Hof. Jch hab' kein Recht, Dir ein' Vorhalt z'machen, und ich hätt' wohl auch keine Silb' g'sagt zu Dir, wenn Du mich net selber aufg'fordert hätt'st dazu. Aber warum Du so gut ang'schrieben stehst bei mir, das weißt jetzt, und jetzt sind wir fertig miteinander!“

„Fehlt sich nix,“ rief Balthes mit heiserer Stimme. „Wir sind fertig, aber wundern thut's mich doch über die Maßen, daß 's die Kreppenbauern Rosel der Müh' werth g'halten hat, Nachfrag' z'halten nach ein'm lumpigen Knecht, nach so ein'm Loder wie ich bin! Das sieht schier so aus, als ob sie sich interessiren thät für ihn.“

Das Gesicht des Mädchens wurde plötzlich von einer flammenden Röthe übergossen, sie wandte sich hastig um und ergriff den Arm des jungen Burschen, der inzwischen

seine bestaubten Kleider wieder gereinigt und in Ordnung gebracht hatte. „Wenn D' fertig bist, Hies," sagte sie halblaut, „nachher schau'n wir, daß wir weiter kommen. Ich hab' mich so ein bissel z'lang aufg'halten bei der Bas, und der Vater wird schelten, wenn wir so lang net heimkommen."

Die Beiden entfernten sich mit raschen Schritten, und Balthes starrte ihnen, die Zähne fest aufeinander gebissen, mit glühenden Blicken nach.

„Sie hat mir's freili arg g'macht," murmelte er, „aber ich kann's doch net leid'n, daß 's ihren Muthwillen auslassen an ihr. — He, noch ein Wörtel," rief er den Davoneilenden nach und war mit ein paar Sprüngen wieder an der Seite des Mädchens. „Wenn ich Dir rathen darf, nachher gehst weg von der Straß' und machst ein'n Umweg um's Wirthshaus, denn die Vagener Burschen müssen jetzt alle Augenblick daherkommen, und das sind keine guten, wenn sie ein bissel z'viel im Kopf hab'n. Drum, mein' ich, sollt'st ihnen aus'm Weg gehn —"

„Fällt mir net ein," rief das junge Mädchen mit einer zurückweisenden Geberde. „Ich fürcht' mich net vor ihnen und ich glaub' schier, daß 's alleweil noch manierlicher sind, als Du, auch wenn's trunken hab'n. Die Müh' hätt'st Dir sparen können, ich dank' Dir net für Deinen Rath."

Sie eilte fort, Balthes aber schlug mit einem halbverbissenen Fluche seinen Hut fester auf den Kopf, machte stürmisch Kehrt und schritt hastig in entgegengesetzter Richtung davon. Bald aber wurden seine Schritte langsamer, er blieb zögernd stehen und blickte sich unschlüssig nach allen Seiten um. Diese Unentschlossenheit dauerte aber nicht lange, im nächsten Augenblicke sprang er mit einem Satze seitwärts zwischen die Häuser und rannte auf Nebenwegen, über Hecken und Zäune setzend, den Geschwistern nach.

Inzwischen hatten Rosel und Hies das Dorfwirthshaus erreicht und wollten, als sie eine Schaar lärmender Burschen vor demselben erblickten, rasch vorübereilen. Aber der Versuch mißlang, denn als die Burschen sie erblickten, erhoben sie ein Freudengeschrei, und im Nu waren die Geschwister von der übermüthigen Schaar umringt.

„Juchhu," rief ein rothhaariger Bursche, „Bub'n, da schaut's her, was wir für ein'n Fang g'macht hab'n! Die schöne Kreppenbauern Rosel und ihr sauber's Brüderl! No, die kommen uns grad' recht, meiner Seel'! Wißt's, was wir thun, Leut'? Das Bürschel muß a halb's dutzendmal in die Luft geschutzt und nachher dreimal im Bach umg'kehrt werd'n, das Deandl aber muß Jedem von uns, wie wir da sind, a saftig's Bussel geben. Seid's einverstanden?"

Gelächter und lärmender Beifall lohnte diese Rede. Die Burschen drängten sich näher an die Geschwister heran und der Rothhaarige streckte schon die Hand nach dem Mädchen aus, als ein lauter Ruf in ihrer Nähe erscholl. Im nächsten Augenblicke sprang ein Bursche unter die lärmende Schaar, stieß den Rothhaarigen mit kräftigem Arme zurück und stellte sich mit drohend erhobener Faust an die Seite des Mädchens.*)

„Z'ruck da, laß das Madel in Ruh'!" rief er mit starker Stimme. „Ich leid's net, daß ihr was g'schieht, und wer's net glaub'n will, der hat's mit mir z'thun!"

Die Burschen wichen zurück und starrten den Ankömmling verblüfft an. „Ja, was fallt denn Dir ein, Balthes?" rief der Rothhaarige. „Ich glaub', Du bist überg'schnappt! Wir wollen's net fressen, die Zwei, sondern nur a bissel schutzen und in's Wasser tauchen, wie's Brauch is bei uns.

*) Siehe das Titelbild.

Du bist doch sonst alleweil der Erste g'wesen bei solchene Sachen!"

„Wohl, wohl, aber das wird jetzt nit aufg'führt," rief Balthes. „I will von heut an nimmer mitthun bei solchene dumme Bräuch' —"

Ein lautes Geschrei folgte diesen Worten. „Jetzt den schaut's an!" rief der Rothe, „der möcht' sich gar aufhalten über unsere Bräuch' und hat doch selber alleweil mitgethan dabei. Aber das kommt davon, weil Du selber a Fremder bist, und bei Dir im Leizachthal daheim werden's halt schönere Bräuch' hab'n als bei uns."

„Das könnt'st derrath'n hab'n," sagte Balthes ruhig, „aber wir woll'n net streiten darüber. Ich frag', wollt's das Madel gutwillig ihren Weg geh'n lassen oder net?"

„Extra net," rief der Rothe. „Was ich von eh g'sagt hab', dabei bleibt's, und wenn Du jetzt net gleich abschiebst, nachher mußt auch mit in Bach, da kommt's uns net d'rauf an. Also vorwärts, Bub'n!"

„Ich sag's enk zum letzten Mal," rief Balthes, eine kampfbereite Stellung annehmend. „Der Erste, der mir hergeht, den laß ich ein'n Purzelbaum schlag'n und den Boden kussen, daß er seiner Lebtag daran denken soll. — Lauft's," raunte er dem Mädchen zu, „da hinab — neben dem Zaun! Auf der Landstraß' wart't der Veri, der Brandmetzger, mit sein'm Wägerl. Der fahrt grad' nach Heufeld und laßt enk aufsitzen. Die da halt' ich schon auf derweil! — Geht's her, wenn's a Schneid habt's," rief er jetzt herausfordernd zu den Burschen hinüber, „ich fürcht' enk net, alle miteinander!" Und mit Riesenkraft packte er den Rothkopf, der sich, auf die Unterstützung seiner Kameraden vertrauend, auf ihn warf, hob ihn hoch empor und schleuderte ihn so gewaltig von sich, daß er wie ein Klotz zu Boden stürzte und liegen blieb.

Inzwischen waren die Geschwister auf dem Wege, den

ihnen Balthes bezeichnet, fortgeeilt und Rosel sah nur noch, als sie während des Laufens den Kopf zurückwandte, wie die Burschen gleich einem wüthenden Bienenschwarm über ihren Gegner, der einen Zaunprügel hoch in der Luft schwang, herfielen. Im nächsten Augenblicke verdeckten ihr Baumzweige die Aussicht, und wenige Minuten später hatten die Flüchtlinge den Wagen, der auf der Landstraße hielt, erreicht.

„So, jetzt nur g'schwind aufg'sessen," rief der Lenker des Wagens, ein grauhaariges, freundliches Männlein, und bot dem Mädchen die Hand, um ihr beim Aufsteigen behilflich zu sein. „Dasmal seid's noch glücklich durchg'wischt, aber wenn der Balthes net g'wesen wär', wär's wohl so glatt net abg'gangen. ‚Veri,' hat er g'sagt, wie er mir im Ort drin begegnet is, ‚Veri, halt a bissel mit Dein'm Schweizerwägerl drauß'n vor'm Dorf. Ich schick' Dir die Kreppenbauern Rosel und ihren Bruder nach, die Zwei mußt aufsitz'n lassen und nachher davonfahren wie der Teufel, aber z'erst muß ich ihnen die Vagener Burschen vom Hals schaffen.' No, das hat er ja zuweg 'bracht, und um ihn selber is mir net bang. — Also sind wir's? Nachher — hü!"

Er ließ die Peitsche niedersausen, die Pferde griffen aus, und bald war das Wägelchen in der Staubwolke, welche die Räder aufwirbelten, verschwunden.

2.

Das Hochamt war zu Ende; der Pfarrer hatte sich in die Sakristei zurückgezogen und auf dem Chore verklangen die letzten Töne der Orgel, während dessen die Kirche sich langsam leerte. Durch die hohen, spitzbogigen Kirchenfenster fluthete das Sonnenlicht, streute schimmernde Goldkörner verschwenderisch umher und wob einen Glorienschein um die Altäre und Heiligenbilder. Wenige verließen das

Gotteshaus, ohne beim Austritte während des letzten Kreuzzeichens oder unter dem Besprengen mit Weihwasser noch einen Blick in den sonnenhellen Tempel, in welchem der Duft des Weihrauchs sich kräuselnd verzog, zurückzuwerfen.

Unter den Letzten, welche die Kirche verließen, befand sich die Kreppenbauern Rosel. Als sie über den Friedhof schritt, streckte ihr ein alter Bettler seinen zerfetzten Hut entgegen und bat mit leiser Stimme um eine milde Gabe. Zerstreut und ohne aufzublicken warf sie ein Geldstück in den vorgehaltenen Hut und eilte rasch davon, ohne zu bemerken, daß der Bettler ihr ebenso rasch folgte. Als Rosel einen einsamen Seitenweg, der zu dem väterlichen Gehöfte führte, einschlug, vertrat er ihr auf's Neue den Weg und zog mit demüthigen Geberden den Hut vom Kopfe.

„Ja, was wär' mir denn das?“ rief das Mädchen unmuthig und wandte sich rasch gegen ihren Verfolger. „Hab' ich Dir net grad' voneh was 'geben, und jetzt hast gar die Keckheit und laufst mir noch nach auch? Nur weiter da, wir sind schon fertig miteinander!“

„Noch net, schön's Diandl,“ erwiederte der Bettler lachend, und Rosel zuckte zusammen bei dem Klang dieser Stimme. Aber fast erschrocken trat sie einen Schritt zurück, als der Bettler sich plötzlich hoch aufrichtete und mit der Rechten das Tuch, das seine Augen fast ganz bedeckte, vom Kopfe riß. Im nächsten Augenblicke fiel auch der struppige Flachsbart und das kühne Gesicht und die funkelnden Augen des Stocker Balthes wurden sichtbar.

„Du bist's?“ rief Rosel erschrocken, und Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht. „Um Gottes will'n, wie kannst Du Dir da her trau'n und noch dazu in einem solchen Aufzug! Wenn D' aufkommen thät'st, ging's Dir schlecht, denn Du weißt ja, wie aufsässig Dir unsere Burschen sind. Thu' doch das Tüchel und den Bart wieder um!“

„Brauchst keine Sorg' z'hab'n," erwiederte Balthes, indem er aber doch den Rath des Mädchens befolgte und sein Gesicht wieder verhüllte. „Das fallt Kein'n im Traum ein, daß in dem Klüftl*) der Stocker Balthes stecken könnt'! Schau, Du hast g'wiß auch scharfe Aug'n und doch hast mich net kennt, wie ich Dich angered't hab'. Meinst, daß 's andere Leut' net grad' so geht, wie Dir? Aber wenn's noch so g'fährlich wär' und wenn's gleich mein Tod sein thät — ich geh' net ehnder, bis ich Dir das g'sagt hab', was ich auf'm Herzen hab'."

„Ich hab' eine solche Angst in mir," stammelte das Mädchen verwirrt, „daß es net zum Sag'n is! Wenn Dir meine Bitt' net gleichgiltig is, so geh' fort und sag' mir das, was D' mir z'sag'n hast, zu einer andern Zeit."

Balthes schüttelte den Kopf. „Es geht net," sagte er, „'runter muß 's, was ich auf'm Herzen hab'! Ich kann's net länger mit mir 'rumschlepp'n! Ich hätt' Dich schon lang aufg'sucht, aber der Bader hat mich ja net herauslassen woll'n aus'm Bett."

„Ja, ich hab's g'hört," erwiederte Rosel hastig. „Die Burschen soll'n Dich arg zug'richt hab'n und das All's nur, weil Du Dich ang'nommen hast um uns. Ich hab' Dir noch net einmal dank'n und Dich um Verzeihung bitten können, weil ich damals gar so schiech g'wesen bin mit Dir."

Sie streckte dem Burschen mit niedergeschlagenen Blicken die Rechte, die dieser hastig mit beiden Händen ergriff, entgegen.

„Brauchst mir net zu danken," rief Balthes erfreut. „Ich hab' nur gethan, was ein Anderer auch gethan hätt', und das bisserl Blutverlier'n is für ein'n klein' Aderlaß hin'gangen. Und wenn Du mir die Meinung ordentlich

*) Gewand.

g'sagt hast dazumal, so is mir ganz Recht gescheh'n, das hab' ich selber eing'seh'n. Deine Worte sind mir Tag und Nacht net aus'm Kopf 'gangen, und ich hab's g'schworen bei mir selber, daß ich das wilde Leben aufgeb'n und ein ordentlicher Mensch werd'n wollt'. Ich will wieder in meine Heimath geh'n, mein'n Vater um Verzeihung bitten und thun, was sich g'hört für ein'n guten Sohn. Nachher kann er kommen und sich bedanken bei Dir, denn Du hast das Alles zuweg 'bracht. Und jetzt, Rosel, jetzt kommt die Hauptsach'."

„Oho, was is denn jetzt das?" rief in diesem Augenblicke eine spöttische Stimme, und als sich die Beiden rasch und erschreckt umwandten, erblickten sie einen Burschen, der lautlos hinter ihnen hergekommen war. „Das is net übel," fuhr der Ankömmling laut lachend fort, „die Kreppenbauern Rosel Arm in Arm, hätt' ich bald g'sagt, mit ein'm Bettelmo'! No, das muß ich sag'n, Rosel, ein'n g'spaßigen Gusto hast! Am End' is das Krüppelmannl gar Dein Schatz und Du hast ihn zu Dir b'stellt an's Kammerfenster."

„Laß mir meine Ruh', Sepp," erwiederte das Mädchen mit bebender Stimme. „Was geht's Dich an, mit wem ich red'? Ich glaub', Du hast mir keine Vorschriften z'machen und net aufz'passen auf mich."

„Dasselbige wohl net," schmunzelte der Bursche, „aber ich hätt' halt doch auch a paar Wörtel mit Dir alleinig z'reden. — He, Du," wandte er sich zum Bettler, „mach', daß D' weiterkommst, da gibt's nix mehr z'fischen."

„Ich mag' net," brummte der Bettler trotzig, dem Lauscher einen zornigen Blick zuwerfend und seinen Stock fester fassend. „Dich hab' ich net an'bettelt, Du hast mich auch net fortz'jagen!"

„Jetzt schau' den frechen Kerl an," rief der Bursche erstaunt. „Möcht' der mir gar 's Maul auch noch an-

hängen! Und obendrein is 's noch dazu a wildfremder Mensch, ich kenn' ihn net amal! Wenn D' jetzt net auf der Stell' abfahrst, Landfahrer, so schlag' ich Dich über'n Haufen, daß Du's Aufsteh'n vergißt."

„Das kannst probir'n," höhnte der Bettler. „Nachher darfst aber Deine Beinl z'samm'kehr'n und im Schnupftüchel heimtragen lassen."

Bei dieser Hohnrede stand der Bursche einen Augenblick wie erstarrt, dann aber warf er sich plötzlich auf den Bettler und führte einen gewaltigen Faustschlag nach ihm. Aber der Bettler parirte den Hieb und versetzte seinem Angreifer gleichzeitig einen so gutgezielten Stoß, daß er wie vom Blitze getroffen zu Boden stürzte. Aber noch im Sturze hatte er den Bart seines Gegners erfaßt und ihm denselben sammt Augenbinde und Hut vom Kopfe gerissen.

Laut auf schrie das Mädchen, der Niedergeworfene aber sprang, während es Faustschläge auf ihn regnete, vom Boden empor und rannte wie besessen davon. „Der Stocker Balthes," schrie er aus vollem Halse, „Bub'n, der Stocker Balthes is im Ort! Da is er, Leut'! Her da, zu mir!"

Er verschwand zwischen den Häusern, Rosel aber faßte Balthes, der noch immer mit geballten Fäusten da stand, hastig am Arme. „Fort, auf der Stell'," rief sie ängstlich, „Du hast keine Minuten zu verlier'n! Der schreit das ganze Dorf z'samm' und wenn Du den Burschen in die Händ' fallst, is 's g'fehlt!"

„Ich geh' net fort," rief Balthes trotzig, „und wenn's mich gleich todtschlag'n auf dem Fleckl da. Ich hab' Dir noch net Alles g'sagt, und wer weiß, wann ich wieder eine Gelegenheit find', mit Dir z'reden."

„Aber wenn ich Dich bitt', Balthes, mit aufg'hobene Händ' bitt' —"

„Ja, wenn D' mir so kommst, nachher muß ich freilich geh'n," sagte Balthes und zog das Mädchen, das es willig

geschehen ließ, an seine Brust. „Aber sag'n mußt mir noch, wann und wo ich Dich wieder treffen kann. Wie wär's, wenn ich zu Dir an's Kammerfenster kommen thät' —"

„Niemals," flüsterte Rosel verwirrt, indem sie sich sanft loszumachen suchte, „das kann net, das darf net sein! Da wär' ich bald in aller Leut' Mäuler und Dich könnt's gar 's Leben kosten —"

In diesem Augenblicke erscholl lautes Geschrei, und eine Schaar Bursche stürmte die Straße daher. „Dort," schrie Rosel in Todesangst, „fort, oder es wird z'spät!"

„Nur wenn D' mir verlaubst, daß ich zu Dir Fensterl'n kommen darf —"

„In Gott'snam', so komm'," hauchte das Mädchen und drängte Balthes mit zitternden Händen von sich. Mit einem Satze schwang sich nun der Bursche auf einen niederen Gartenzaun, schwenkte mit einem herausfordernden Juhschrei seinen Hut gegen die Heranstürmenden und rannte dann wie ein flüchtiger Hirsch durch die Gras- und Obstgärten dem freien Felde zu, seine Verfolger bald weit hinter sich lassend.

3.

Hoch stand der Vollmond am dunklen Himmel und warf sein hellstes Licht über die Wiesen und Felder und auf die schwarzen Gebüsche am Ufer des Baches. Tiefe Ruhe, athemlose Stille lag auf der Flur, wie auf dem Dorfe; nur der im Mondenglanze schimmernde Mühlschuß rauschte gleichtönend fort, und manchmal schlug hier und da ein wachsamer Hofhund an. Dunkel ragte über Häuser und Baumwipfel der Kirchthurm mit seinem verwitterten Mauerwerk empor, aber so weit er in die Dorfgassen niedersah, regte sich's nirgends mehr. Nur aus einem der stattlichsten Gehöfte drang noch dämmernder Lichtschein; es war der Kreppenhof, wo Rosel noch halb angekleidet am Fenster

ihrer Kammer saß und in die lautlose Nacht hinaussah.

Plötzlich schrak sie zusammen; in der Todesstille, die draußen waltete, drang ein Geräusch an ihr lauschendes Ohr, als ob ein leiser, vorsichtiger Schritt durch das Gras des Baumgartens schlüpfe. Sie horchte auf und blickte schärfer in das Halbdunkel hinaus — eine Schattengestalt glitt rasch unter den Bäumen heran und kletterte mit katzenartiger Gewandtheit an dem Holzstoße, der unter dem Fenster aufgeschichtet war, empor.

„Balthes, bist Du's?" rief das Mädchen mit zitternder Stimme. „Ich hab's gewußt, daß Du heut' kommst! Es is mir im Geist vor'gangen —"

„Ich bin's schon," erwiederte der Bursche, die Hand, die sich ihm entgegenstreckte, fassend. „Ich weiß wohl, daß die Heufelder Burschen Tag und Nacht auf mich passen, aber es hat mich nimmer gelitten daheim, ich hab' mich fortschleichen müssen zu Dir."

„Und was willst von mir?"

„Das kannst Dir wohl denken, mein' ich! Sag'n will ich Dir, daß ich Dich von Herzen gern hab' und daß ich net leb'n kann ohne Dich. — Rosel," fuhr er leidenschaftlich fort, „wenn ich Dich net krieg', nachher is 's g'fehlt um mich, nachher geh' ich z' Grund an Leib und Seel'. Wenn Du aber mein g'hören willst, nachher kann All's noch recht werd'n, nachher will ich mein'n leichtsinnigen Lebenswandel aufgeben und ein anderer Mensch werd'n. Seit Du mir damals so in's G'wissen gered't hast, hab' ich nachdenkt über mich und mein früher's Leben, und hab' mir fest vorg'nommen, daß ich All's wieder gut mach'n wollt', wenn Du mir helfen wollt'st dabei. Ich will red'n mit mein'm Vater und ihn um Verzeihung bitten, und ich weiß 's g'wiß, er übergibt mir von Herzen gern sein'n Hof. Und Dir wird er's danken tausendmal, was Du an mir ge-



„Ich bin's schon," erwiederte der Bursche. (S. 97)

than hast. Jetzt red', Rosel! Sag', ob Du mich magst oder nit."

„Wenn's Dir Ernst is mit Dein'm Vorhaben," flüsterte das Mädchen und sah ihm mit den thränenschimmernden Augen innig in's Gesicht, „so will ich Dich net z'rückstoßen, sondern will's in Gott'snam' probir'n mit Dir."

„Is 's möglich?" jubelte Balthes und bedeckte das Gesicht des Mädchens mit Küssen, „Rosel, soll ich so glücklich sein? Hast mich denn wirklich auch ein bissel gern?"

„Ich hab' Dich schon lang gern gehabt in der Still'," erwiederte Rosel mit erglühenden Wangen. „Ich hab' Dich ehnder gekannt und lieb gehabt, als Du mich, und hab' Dich bedauert und manche Zäher vergossen wegen Deiner, weil ich erfahr'n hab', daß Du gar so ein leichtsinniger Mensch bist. Aber jetzt wird ja All's noch recht werd'n, und gleich morg'n will ich mit'm Vater red'n und ihm sag'n, was ich mir für einen Hochzeiter ausgesucht hab'. Er wird freili Augen mach'n und nix wiss'n woll'n von Dir, aber auf d' Letzt wird er schon nachgeb'n und einwilligen, wenn ich ihm sag', daß ich kein'n Andern nehm', als Dich."

„O Du Engel von einem Madel!" rief Balthes entzückt, „wie soll ich Dir danken für das Wort! So viel Lieb' bin ich nicht werth, aber ich schwör' Dir's in die Hand, daß ich alle meine guten Vorsätz' ausführ'n und Dir g'wiß meiner Lebtag' keine kummervolle Stund' mach'n will. Mei Herz is so voll Jubel und Seligkeit, daß ich jetzt gleich aufjuchzen und der ganzen Welt um den Hals fall'n könnt'."

Lächelnd schob Rosel den Stürmischen von sich. „Sei g'scheidt," flüsterte sie, „und mach' kein'n solchen Lärm, wenn D' net die ganze Nachbarschaft rebellisch mach'n willst. Dein'n Bescheid hast, jetzt mach' Frieden mit Dein'm Vater, und nachher komm' und halt' an um mich. Aber

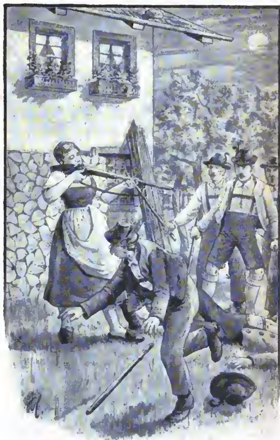
jetzt geh' fort, die Wolk'n hab'n sich wieder verzog'n und der Mond scheint glöckelhell, leicht könnt'n Dich die Burschen seh'n und Dir den Weg verlegen."

„Ich geh', weil Du's haben willst, wenn's mich auch hart ankommt," erwiederte Balthes. „Heut' noch geh' ich in meine Heimath und nachher komm' ich auf der Stell' wieder z'ruck, sollst net lang warten müssen auf mich. Und jetzt b'hüt' Dich Gott, Herzensschatz! Schlaf' sanft und süß und träum' ein bissel von mir!"

Er schlang die Arme um Rosel's Hals, drückte noch einen heißen Kuß auf ihre Lippen und sprang mit einem Satze vom Holzstoße auf den Boden nieder. In diesem Augenblick verhüllten Wolken den Mond, und Dämmerung breitete sich über die Gegend, aber Rosel vermochte trotzdem eine finstere Gestalt, die plötzlich vom Boden emporsprang und sich auf Balthes warf, zu unterscheiden. Dieser faßte seinen Angreifer, der einen gellenden Pfiff ausstieß, und rang mit ihm; hinter Hecken und Zäunen aber wurde es jetzt mit einem Male lebendig, dunkle Gestalten tauchten von allen Seiten auf und fielen über Balthes, der sich von seinem Gegner losgerissen und ihn gegen einen Baum geschleudert hatte, her. Wie versteinert vor Schreck, unfähig, ein Glied zu rühren, stand Rosel am Fenster und starrte entsetzt in den Garten hinab. Balthes war verloren, wenn sie ihm nicht Hilfe zu bringen, ihn nicht vor den Wüthenden zu schützen vermochte.

Plötzlich zuckte ihr ein rettender Gedanke durch den Sinn und mit dem Aufschrei: „Balthes, halt' aus, ich komm Dir zu Hilf'!" stürzte sie aus der Kammer und rannte nach der nahen Wohnstube. Hier riß sie blitzschnell das Hausgewehr von der Wand, floh wieder in ihre Kammer zurück und schwang sich durch's Fenster auf den Holzstoß hinaus. Mit einem Sprunge war sie auf der Erde und gleich darauf zuckte ein Blitz durch das Dunkel, und der

Donner des Schusses rollte durch die Nacht. In diesem Augenblicke trat der Mond wieder aus den Wolken hervor, und Rosel, die mit Blitzesschnelle eine auf dem Boden liegende regungslose Gestalt erspäht hatte, sprang unerschrocken mitten unter die lärmende Schaar.



„Halt, auseinander da," rief sie mit schallender Stimme, die Doppelflinte an die Wange reißend. „Den Ersten, der noch eine Hand aufhebt, schieß' ich nieder, so wahr als unser Herrgott im Himmel is!"

Verdutzt wichen die Angreifer zurück; einen Augenblick herrschte tiefe Stille, dann aber brach der Tumult auf's Neue los: Im Haus und in der Nachbarschaft wurde es jetzt lebendig; Lichter blinkten, Stimmen wurden laut, und bald rannten von allen Seiten nothdürftig angekleidete und bewaffnete Menschen herbei. Die dunklen Gestalten verschwanden wie

Schatten hinter den Hecken und Zäunen, Rosel aber kniete neben dem regungslos am Boden Liegenden nieder. Es war Balthes, der eine stark blutende Kopfwunde davongetragen und das Bewußtsein verloren hatte.

Auf das Geschrei des Mädchens eilten einige Knechte herbei, hoben den Besinnungslosen auf und trugen ihn in's Haus, wo sie ihn auf ein schnell hergerichtetes Lager legten. Der herbeigeholte Dorfbader untersuchte die Wunde, erklärte sie für nicht gefährlich und stellte baldige Heilung in Aussicht. Gleichmüthig legte er einen Verband an und suchte dann wieder sein warmes Nest auf, während Rosel den Rest der Nacht am Lager des Verwundeten zubrachte.

Die Vorhersagung des Baders ging freilich nicht in Erfüllung. Acht Tage dauerte es, ehe Balthes sein Lager wieder verlassen und dem Kreppenbauern, da Rosel inzwischen ein vollkommenes Geständniß abgelegt hatte, in einer längeren Unterredung Stand halten konnte. Diese Unterredung gestaltete sich anfangs allerdings etwas stürmisch, doch gelang es Rosel bald, den polternden Alten zu besänftigen und ihm seine Einwilligung abzuschmeicheln.

„In Gott'snam'," sagte er seufzend, „ich seh' schon, daß ich nachgeb'n muß! Wenn sich so a verliebt's Ding amal 'was in Kopf g'setzt hat, nachher kann's ihr kein Mensch nimmer 'nausred'n. Also von mir aus könnt's enk hab'n, aber Dein Vater, Balthes, muß zu mir kommen und muß anhalten um meine Tochter für Dich, wie sich's g'hört und wie's der Brauch is!"

„Soll sich nix fehl'n," jubelte Balthes und zog das Mädchen an sich. „Heut' noch fahr' ich heim, und in sechs Wochen, da laß' i net aus, muß d'Hochzeit sein!"

4.

An einem Sonntagnachmittag — ungefähr vierzehn Tage später — rasselte ein ländliches Fuhrwerk, mit zwei

prächtigen Pferden bespannt, durch das stille Dorf und im vollen Lauf in den Hofraum des Kreppenhofes. Der Lenker auf dem Vordersitze des Wagens knallte lustig mit der Peitsche, sprang dann zur Erde und bot einem alten wohlbeleibten Manne die Hand, um ihm beim Aussteigen behilflich zu sein.

„Siehst, Vater, jetzt sind wir da," lachte Balthes, der noch etwas bleich, aber sonst völlig wieder genesen war, „und da steht auch schon der Kreppenhofbauer auf der Gräd, g'rad' als ob er gewartet hätt' auf uns. Jetzt komm' nur, damit ich euch gleich bekannt machen kann miteinander."

Und die Zügel einem der Knechte, die neugierig aus den Ställen hervorgekommen waren, zuwerfend, schritt er rasch auf den vor dem Hause Stehenden zu.

„Da bring' ich Dir mein'n Vater, wie Du's verlangt hast," rief Balthes fröhlich. „Siehst den Buschen auf seinem Hut und den Blumenstrauß im Knopfloch? Is er net auf'putzt, wie sich's g'hört für ein'n richtigen Brautwerber?"

„Freut mich, Dich kennen z'lernen," schmunzelte der alte Stocker, mit kräftigem Handschlag die Begrüßung des Kreppenhofbauern erwiedernd. „Der Bursch da hat mir schon so viel Gut's und Schön's verzählt von Dir und der Rosel —"

„Versteht sich," lachte der Kreppenbauer, die Zipfelmütze wieder auf seinen halbkahlen Schädel stülpend. „Aber kommt's doch 'rein in d'Stub'n, d'rin können wir gemüthlicher miteinander red'n, als da zwischen Thür und Angel. — Hansl," rief er dem Knechte, der inzwischen die Pferde ausgespannt hatte, zu, „führ' d'Roß' in Stall und schütt' ihnen Hafer auf, 's Wagerl kannst 'neinstell'n in d' Stalltenn'. — So, jetzt kommt's nur herein und macht's euch kommod'! Ich werd' gleich 'was auftrag'n

lassen, damit wir eine kleine Anfeuchtung hab'n bei'm Reden."

Einige Minuten später saßen die beiden Alten schmunzelnd in der Wohnstube am Tische und ließen die Gläser zusammenklingen.

„Sollst leben," sagte der alte Stocker, „und Deine Rosel daneben! Aber wo is sie denn eigentlich? Sie wird sich doch net am End' versteckt hab'n, und der Balthes is auch auf amal verschwunden —"

„Der wird's gleich daherbringen," lachte der Kreppenhofbauer. „Der find's, da kannst Gift d'rauf nehmen, Stocker! Aber lassen wir die jungen Leut' derweil sich ausplauschen und red'n wir von der Hochzeit und von dem Nesterl, in das wir die jungen Leut' hineinsetzen woll'n. Da hab'n wir noch allerhand zu bereden und ausz'machen."

Und die beiden Alten, die immer mehr Gefallen an einander zu finden schienen, setzten sich hinter den vollen Gläsern fest, schwatzten und tranken und schüttelten sich unzählige Male die Hände.

Geraume Zeit war verflossen, und der Kreppenhofbauer wollte eben aufstehen, um nach dem Liebespaar, das sich noch immer nicht hatte blicken lassen, zu sehen, als sich die Thüre öffnete und Balthes und Rosel Hand in Hand in die Stube traten.

„Siehst, Vater, das is mei' Rosel!" rief der junge Bursche mit glückstrahlenden Blicken und führte das Mädchen, das die Augen verwirrt zu Boden senkte und über und über erglühte, an den Tisch. „Sag' selber, hab' ich net eine gute Wahl getroffen? Und sie is so brav und gut, als sie schön is."

„Ja, das is sie," rief der alte Stocker gerührt, indem er mit ausgebreiteten Armen auf das Mädchen zuging und es in seine Arme schloß. „Mein Bub' hat mir schon

verzählt, was Du gethan hast für ihn, und ich muß Dir ein Bussel geben dafür. Aber sag' mir nur g'rad', Diandl, wo Du die Kurasch herg'nommen hast zu so 'was."

„Weißt, Stocker," flüsterte der Kreppenhofbauer, während Rosel lächelnd zu Balthes emporblickte, „sie g'rathet halt mein'm Weib selig nach! Mei Lieber, die hat Dir eine Resch'n g'habt und ein Schneid —"

„Ganz wie die Meinig', tröst's der liebe Herrgott in der Ewigkeit," wisperte der Stocker und nahm wehmüthig eine Prise. „Und der Balthes is ihr Ebenbild auf und nieder! — Kinder," wandte er sich jetzt wieder zu den Liebenden, „ausg'macht hab'n wir's schon miteinander, wie's g'halten werden soll mit der Hochzeit und mit eurem Hausstand. Ich geh' in Austrag und übergeb 'm Balthes mein' Hof. Die Rosel muß halt 'n Vater und d' Heimath verlassen, wenn's ihr auch hart ankommt."

„Mit 'm Balthes ging ich, wenn's sein müßt', bis an's End' der Welt," flüsterte Rosel und verbarg ihr Gesicht an des Burschen Brust.

„Und es wird Dich net gereu'n," rief Balthes. „Sie wird Dir schon gefallen, Deine neue Heimath! Gel', Vater? Es is gar schön im Leizachthal!"

„Und daß D' gut thust in der Eh', Balthes," rief der Kreppenhofbauer, scherzhaft mit dem Finger drohend, während der alte Stocker sich die Augen wischte. „Daß ihr net am End' im Eh'stand 's Streiten und 's Raffen anfangt —"

„Das gibt's nit," rief Balthes lustig. „Höchstens daß wir diemal aus G'spaß a bissel Trutzliedeln aufeinander singen und raffen, wenn's uns gar z' stad im Haus hergeht. Sonst aber wird genau so g'lebt, wie's in dem Lied'l heißt:

,I thu' nimmermehr raffa,
Geh' net z' oft mehr zum Bier,
I bleib' dahoam bei mein'm Weiberl
Und thu' busseln mit ihr.'"



Junge Ehe.

Novelle von I. Haidheim.

(Nachdruck verboten.)

1.

In Meister Ellerdiek's Werkstatt, welche zugleich das Wohnzimmer für ihn und seine Frau bildete, herrschte mißvergnügtes Schweigen.

„Du hast heute wieder Deinen schlimmen Tag!" hatte „Mutter" ihn eben ärgerlich zu Ruhe gewiesen. „Herr Gillmann hat es Dir neulich noch gesagt, Du änderst die Zeiten nicht; schlimm genug, daß sie Dich nicht geändert haben."

„O, Du Wetterfahne!" fuhr der kleine Alte herum. „Nun der reiche Gillmann Weisheit geredet —"

„Weisheit geredet? Der reiche Herr Gillmann? Braucht's den erst? Habe ich Dir nicht oft genug vorgehalten, daß schon in der Bibel steht: ‚Schicket euch in die Zeit'?"

„Ha, ha, ha! Darum läßt sie sich auch von der Schneiderin einen Volant um's Kleid machen!" höhnte er gereizt.

Das war aber seiner braven Friederike denn doch zu viel. Ganz zornmüthig trat sie vom kleinen Wandspiegel weg, wo sie eben zur Nachmittagstoilette mit einem Kamm über die glatten grauweißen Scheitel strich, zu ihm an den Werktisch, an welchem er sachte und ohne Eile in altmodischer Weise Loch neben Loch in ein Blech schlug, das demnächst ein Reibeisen werden sollte.

„Ich? Mir hältst Du den Volant vor, von dem ich nichts gewußt habe, den mir dieser Aff' von einer Schneiderin um das Kleid gesetzt hat? Kann ich dafür, daß Du Dich ärgerst, weil es alle Tage mehr zurückgeht mit dem Geschäft? Nöthig haben wir's ja nicht so groß, daß Du noch arbeitest, wenn Du den Garten verkaufst. Ich meine, lieber wollt' ich mich zur Ruhe setzen, daß es wie freiwillig aussieht, als daß ich's mir selber anthät', hier so Tag um Tag auf Arbeit vergeblich zu warten. Wenn Du den Garten verkaufst, können wir ohne Sorgen leben."

„Ta, ta, ta, ta, bumdibum! Immer dieselbe Litanei!" schrie der Meister halb singend, aber grimmige Wuth in seinem runden Gesicht.

Empört wandte seine Friederike sich ab und dem Spiegel wieder zu.

Sie kannte das; wenn er dies „Schauer" kriegte, war mit „Vater" nichts, aber auch absolut gar nichts anzufangen.

Er aber schob das kleine schwarze Sammetkäppchen auf seinem kahlen, nur von einem dünnen Kranz weißer Haare umgebenen Kopfe hin und her, und fing dann wieder an, Löcher in das Blech zu klopfen.

Die Leute nannten ihn hinter seinem Rücken den „gestiefelten Kater", und wenn er Sonntags so freundlich und würdevoll, wie es meist seine Art war, die Straße daher gestapft kam, in seinen unglaublich engen Hosen, auf den dünnen kurzen Beinchen den langen Oberkörper tragend, und das dicke, runde Gesicht darüber mit dem spärlichen weißen Schnurrbart gar wohlgefällig schmunzelnd, so brauchte man das reizende Märchen vom Marquis v. Carabas gar nicht gelesen zu haben, um doch den Spitznamen als äußerst treffend zu belachen und nachzusprechen.

Es wurde ganz still in dem überaus einfachen, aber

sauber gehaltenen Stübchen, nur die alte Uhr tickte an der Wand und der Meister klopfte.

„Mutter“ war hinausgegangen und machte sich in der Küche nebenan zu thun, hatte auch einmal einen Kunden in dem kleinen Laden zu befriedigen.

„Ein Theesieb für zehn Pfennige,“ forderte eine Stimme. Meister Ellerdiek hatte, als er den Jungen in's Haus treten sah, das Klopfen eingestellt und gelauscht. Er zuckte mißmuthig die Achseln. Dann hing er seinen Gedanken wieder nach.

Den Garten verkaufen! Wie lange lag Friederike ihm schon in den Ohren!

Aber that er's, dann war's vorbei mit dem Sonntagsvergnügen, welches er aus seiner Kinderzeit beibehalten hatte, und an dem sein ganzes Herz hing.

Damals tranken sie als fröhliche Kinder mit den Eltern — ihrer fünf — jeden Sonntag den Nachmittagskaffee in ihrem Gartenhäuschen, spielten da, und die Eltern gingen friedlich auf und ab, bekamen auch wohl Besuch von Freunden, bis die möglichst hinausgeschobene Zeit des Abendessens sie Alle heimrief.

Später, als er allein von allen Geschwistern übrig blieb und dann den Garten erbte, da war ihm und Friederike dies kleine Eigenthum wie ein Paradies erschienen.

Kindersegen wurde ihnen nicht zu Theil, aber später, als sie schon anfingen zu altern, spielte die kleine Frieda, Mutters Pathchen, nirgend lieber, und so war es zuletzt gekommen, daß das Kind ganz und gar zu ihnen zog, als dessen Vater starb und dann die Mutter bald hinterher.

Ach, wie viel Freude hatten sie an ihrem hübschen Ziehkinde gehabt, und jeden Sommerabend, sobald die Vesperglocke schlug, ruhte die kleine Schmeichelkatze nicht, nahm ihm die Blechscheere oder den Hammer aus der Hand, band ihm die Lederschürze ab und „machte ihn fein“; und dann ging's hinaus nach dem Garten.

Und den sollte er verkaufen?

Damit sie Häuser darauf setzten, oder eine neue Straße machten? Und nachher würde es sein, als hätte es nie und nimmer einen „Ellerdiek's Garten" gegeben.

Nein, er brachte es nicht über's Herz.

Das wäre ja gerade, als ob er einen Mord beginge! So ein Garten hat kein Gefühl von seinem Dasein — natürlich nicht! Aber die Sonne lachte doch darauf nieder und Flieder und Goldregen, brennende Liebe und Kaiserkronen blühten, wie sie schon zu der Eltern Zeit geblüht, und Alles lachte darin und freute sich seines Lebens — und das sollte auf ewig vorbei sein? Seines braven Vaters und der lieben Mutter Tritte völlig weggelöscht! Die Bäume, die sie noch gepflanzt, umgehauen? Das war ja die letzte Spur, die sie im Leben hinterlassen hatten. Nein! und tausendmal nein!

Krachend fiel der kleine zierliche Hammer, mit dem der alte Mann arbeitete, auf das empört klirrende Blech.

Die Frau trat wieder ein mit dem Nachmittagskaffee. Sie hatte ihre gewöhnliche Morgentracht, die blaukattunene Nachtjacke und den derben Unterrock, mit der Nachmittagstoilette vertauscht, einem frisch gewaschenen blau gedruckten Baumwollkleide, eine ebenfalls blau gedruckte Leinenschürze darüber gebunden.

„Vater! Vater! Was hilft es Dir nun, wider den Stachel zu löcken?" sagte sie mit sanftem Vorwurf, indem sie das Kaffebrett auf den Tisch stellte.

Keine Antwort. Aber ihr rascher Blick entdeckte doch, daß eine weichere Stimmung in des Gatten Seele Platz gegriffen hatte.

„Komm, Vater! Woran dachtest Du denn?"

Sie ging zu ihm, nahm ihm den Hammer freundlich und sachte aus der Hand und führte ihn an den Tisch, wohin er ihr willig folgte.

Diese Kaffeestunde war Beiden stets die behaglichste des Tages. Sie schenkte die Tassen voll und strich Butterbrode, aber die Frau Klempnermeister „hütete“ mit den Augen gleichzeitig auch fleißig die Straße.

Ja, wenn sie dies Vergnügen nicht gehabt hätte! Jeden Menschen kannte sie, und erschien eine fremde Gestalt, so regte es sie förmlich auf, bis sie wußte, wer es gewesen war. Durch Umfragen bei ihren Nachbarinnen erfuhr sie es meistens, oft erst nach Tagen; dafür waren diese guten Seelen ebenso neugierig wie Mutter Ellerdiek selbst.

Es lag das in der Luft des gar so stillen Städchens. Nur im Sommer, wenn die Kurgäste einzogen, dann wurde es anders; dann vermiethete man in jedem Hause und Häuschen, bediente die Sommerfrischler und erwarb sich damit manch' gutes Stück Geld.

Jetzt war's noch lange bis dahin. Drüben über die morsche Kirchhofmauer hingen alte verwitterte Trauerweiden; ihr helles Laub leuchtete ordentlich in der Sonne, das erste Grün, und als solches freudig begrüßt.

Seitwärts an diesen alten Gräbern vorüber führten vom längst außer Gebrauch gesetzten Kirchhof herab einige Stufen auf die Straße. Hinter dem großen, jetzt ganz unbenutzten Platze lagen allerlei Gassen und Gäßchen, bewohnt von kleinen Leuten jeden Handwerks und Standes. Und diese Treppen herab kam jetzt eben ein junges Paar, er ein breiter, stämmiger Mensch im Sonntagsrock mit großem schwarzen Schlapphut; sie eine zierliche Gestalt, wenn auch nicht klein, auf den Füßen wie gedrechselt und in dem hübschen, unregelmäßigen Gesichtchen eitel Lebenslust.

Er stützte seine Begleiterin beim Herabsteigen galant wie ein Kavalier, sie lachte ihn an mit Grübchen in den rothen Wangen und perlweißen Zähnen, und dann gingen sie quer über die Straße auf das alte Häuschen des Klempners zu.

Längst hatte Mutter Ellerdiek mit dem Ausdruck zweifelnden Erstaunens ihre Tasse niedergesetzt; ihr Mann wurde aufmerksam, sah auch hinaus, konnte aber das Paar nicht erkennen.

„Nein, so was! Die Friedel ist's und der Dietrich!" rief die Frau ganz verdutzt.

Da klopfte es schon, und fast eh' noch Eines von ihnen „Herein!" gerufen, that sich die Thür auch schon auf, aber nicht weiter, als daß die feine Mädchengestalt durch die Spalte schlüpfen konnte. Ebenso bescheiden zwängte sich der breitschultrige junge Mann, den Hut in der Hand, hindurch. Beide wußten offenbar, was sich schickte.

„Guten Tag, Onkel und Tante! Wie geht es euch?" rief lächelnd das Mädchen und ging auf die starr neben dem Tisch stehenden Alten zu, ihnen die Hand bietend.

„'Tag auch, Meister! Und die Frau Meisterin! Da wären wir, Friedel und ich, und nun soll's losgehen. Wir wollen nur schön bitten, daß Sie uns mit den Papieren zurecht helfen möchten," sagte in bescheidenem Ton der junge Mensch. Dabei bot er ihnen auch die Hand.

„Guten Tag," sagten kühl die alten Leute, erst die Frau, dann, ihren Ton genau nachahmend, der Mann.

Dieser Empfang erschütterte doch die Sicherheit der Beiden. Ein verlegenes Roth trat in des Mädchens Gesicht. Es sah offenbar ein, daß es mit der Unverfrorenheit, die es sonst so oft sieghaft gefunden, hier nicht langte.

„Und ich wollt' auch um Vergebung bitten, Tante und Onkel, daß ich damals so — wegging," fing es wieder an.

„Heimlich! Ohne uns ein Wort davon zu sagen. Hier aus dem Hause weg, das Deine Heimath geworden, als sie Dich in's Armenhaus thun wollten!" erwiederte streng die alte Frau.

Ein trotziges, rasches Aufwerfen des Kopfes war eine

unwillkürliche erste Regung; die zweite zeugte von einer anderen Denkweise.

„Tante! Du warst so hart! Nie zum Tanz! Sonntags bei euch in dem alten langweiligen Garten, oder Winters zu Hause! Ich hielt es nicht aus."

„Fünfzehn Jahre! Und hielt es nicht aus!" rief Ellerdiek in ärgerlichem Spott dazwischen.

„Ich hielt's nicht aus, Onkel und Tante! Alle anderen jungen Leute gingen zum Tanz. Und wofür lebt man denn?"

„Natürlich! Um durch's Leben zu tanzen!" sagte trocken die Meisterin.

„Und man will doch auch sein Leben genießen, sich amüsiren!"

„So, will man? Na, dann hat's Dir wohl in Berlin gefallen?"

„O, himmlisch, Tante! Und nun seid gut — bitte! bitte!"

Friedel schlang ihre Arme um des Onkels Hals und küßte ihn zärtlich auf seinen struppigen Bart. Sie hatte dabei so etwas Bewußtes! O, sie kannte des Alten weiches Herz und verstand ihn zu nehmen.

„Du Schmeichelkatze — Du kleine Schlange! Frag' Mutter! Die hat Dich genommen, als ein Wickelkind, hat Dich aufgepäppelt mit Milch und Brod, und der hast Du einen Schlag auf's Herz gegeben!"

„Tante! liebe, gute Tante! Verzeih' es mir doch! Ich war ja ein dummes Kind, als ich euch weglief," wandte sich Friedel zu dieser und umarmte sie ebenfalls.

Die guten, klaren Augen der alten Frau senkten sich auf das junge, tief erröthete Gesichtchen, und vor aufsteigenden Thränen sahen sie doch Alles nur verschleiert, auch die Berechnung, welche diese zärtlichen Töne diktirte.

„Bist Du denn auch gut und fromm geblieben, Frie-

del?" fragte sie, und ihre Blicke suchten in des Mädchens Augen.

„Na, und ob!" mischte sich jetzt der junge Liebhaber ein, der während dieser kleinen Scene von einem Fuß auf den andern getreten war, halb gerührt, halb in heimlichem Lächeln. „Denn sehen Sie, das muß ich wissen, Frau Meistern, und ich will ihr dies Attest ausstellen, daß sie keinen anderen Schatz nicht gehabt hat, als mich allein. Und sehen Sie, das hat so sein sollen mit uns Beiden! Denn als die Frieda nach Berlin herein ist, mit Müller's Marie und Käsebier's Anna, da kriegen die gleich gute Stellen, Frieda ist aber noch nicht gerissen genug, und als ich da so vor der Kommandantur auf Wache stehe, wer schleicht sich da blaß und scheu an den Häusern her —? ‚Alle Hagel — ist dies Ellerdiek's Friedel?' denk' ich. Und wissen Sie, Frau Meistern, wir waren ja, als ich hier lernte, halbe Kinder noch, aber gut waren wir uns doch schon. Und so guck' ich sie starr vor Verwunderung an, und sie sieht mich und fliegt über die Straße auf mich zu — ich sage Ihnen, ich steh' sonst meinen Mann, wenn mich ein hübsches Mädel durchaus umarmen will, aber so auf Posten —! Ich denk', ich soll' in die Erde sinken, denn da kommt der Kommandant just heraus!

Na, der guckt hoch auf und lacht dann ganz verstohlen, ein guter Herr! und fragt mich: ‚Wer ist das Mädchen? Deine Schwester?'

‚Zu Befehl, nein — 's ist nur Ellerdiek's Friedel,' sag' ich.

‚Und ich suche einen Dienst und kenne keinen Menschen in Berlin, als ihn!' sagt die Frieda dazu."

Daß sie gar kläglich hinzugesetzt: „Ich habe keine Eltern und muß mir selbst helfen!" kein Wort von der guten Tante und dem Onkel, das verschwiegen die Beiden. Dietrich fuhr aber fort:

„,Du hast Dich zu melden,' schnauzt der Herr mich an. ‚Strafe muß sein!' Da denk' ich, die Frieda wird's schon gut machen. — Er aber sagt kurz zu ihr: ‚Komm' mit, meine Tochter sucht für ihr kleines Kind eine Wärterin.' Na, und so ist sie gleich in ein gutes Haus gekommen."

„Da hat sie mehr Glück als Verstand gehabt!" setzte Meister Ellerdiek hinzu.

Seine Frau fühlte sich aber von diesem Bericht so erleichtert, daß sie Stühle an den Tisch rückte und den Beiden Tassen holte; gleich darauf saßen alle Vier mit erheitertem Gesichtsausdruck beisammen. Mutter strich wieder eifrig Butterbrode, die ebenso schnell verschwanden, und dazwischen blickte Friedel sich im Zimmer um, oder ihren Schatz an, das erstere mit heimlicher Geringschätzung, das letztere mit nur wenig verhehltem Triumph.

Sie hatte es ihn ja stets versichert: „Ich kriege sie schon herum!"

Nun also —! Sie hatte Wort gehalten! Jetzt galt es nur, vorsichtig weiter zu operiren, denn wenn sie Beide auch sehr genau wußten, Ellerdieks waren arm, so hatte „Mutter" doch einen großen Koffer voll Leinen, noch von ihren Eltern her, und auch allerlei Selbstgesponnenes, und dazu — man muß auch an die Zukunft denken! — war da der Garten und repräsentirte, wenn die neue Eisenbahn zu Stande kam, ein schönes Stück Geld, denn dorthin mußte der Bahnhof gelegt werden! Und Frieda war doch Ellerdiek's Ziehkind, so lieb ihnen gewesen, wie ein eigenes! Solche alten Erbonkel und -Tante muß man in Ehren halten!

Sie aßen mit gutem Appetit, die jungen Brautleute. Dazwischen sagte Dietrich, der sein Ziel niemals aus den Augen verlor: „Wir dachten also in vier Wochen Hochzeit zu halten!"

„Ihr seid Beide noch sehr jung! Verdient euch doch erst 'was. Worauf wollt ihr überhaupt heirathen?" wandten die Alten ein.

„Worauf? Mein Brod hab' ich! Ich bin bei Gittner & Comp., Gaslampenfabrik, und der weiß schon längst, daß ich mein Fach verstehe. Was die Anderen nicht können, dazu ruft er jedesmal mich."

„Das freut mich, Dietrich! Das freut mich! Mit Fleiß und Tüchtigkeit bringt man es schon zu 'was, aber beides hilft nichts, wenn man nicht mit allen Kräften spart."

„Richtig, Meister, und das wollen wir auch! Aber sehen Sie, wenn Einer einen eigenen Herd hat und eine sparsame Frau, die 'was versteht — und Frieda ist nicht umsonst bei Mutter Ellerdiek aufgezogen! — dann sieht er das Leben ganz anders an, als vorher, und braucht nicht in's Wirthshaus zu laufen."

Die alte Frau lächelte geschmeichelt; sie war bei all' ihrer Thätigkeit doch leicht zu täuschen, sobald man ihrem Stolz darauf Rechnung trug.

Dennoch sagte sie bedenklich: „Frieda ist aber die Stärkste nicht, Dietrich, und eben zwanzig! Warum wartet ihr nicht? Du kommst mit dreißig und sie mit fünfundzwanzig noch früh genug in die Ehe!"

Die beiden Brautleute schrien lachend und abwehrend auf.

Da Alle jetzt satt waren, erhob die Friedel sich, nahm das Kaffeegeschirr zusammen und trug es hinaus.

Meister und Meisterin blickten ihr wohlgefällig nach.

„Wie das Ding steht und geht! Bachstelzchen hab' ich früher wohl zu ihr gesagt! Alles an ihr wippt nur so, und die Augen geh'n ihr hin und her, wie einer richtigen Bachstelze."

Dietrich sah unendlich stolz aus.

„Aber habt ihr denn Möbeln?" fragte Mutter, nachdem Frieda den Tisch abgeräumt und eine alte Decke dar-

über gebreitet hatte, worauf sie sich still zwischen Vater und Mutter setzte und Dietrich einen schnellen, schlauen Blick zuwarf, der diesem zeigte, sie that nichts ohne Bedacht und Absicht.

„Habt ihr auch schon Möbeln?"

„Na — so das Allernöthigste, Frau Meisterin!" sagte Dietrich.

„Mehr braucht's auch für den Anfang nicht. Es freut mich aber, daß ihr euch das gespart habt, ist ein gutes Zeichen!"

Das Brautpaar wechselte wieder Blicke. Da Mutter aber spann und Vater zu seinem Blech zurückgekehrt war, so merkten diese es nicht.

„Ich hätte schon mehr gehabt, aber eine Kameradin hat mich bestohlen. Sie sitzt dafür; mein Geld war aber weg," erzählte Frieda. Und das war diesmal wahr; gleich darauf aber log sie wieder, es wären fünfundvierzig Mark gewesen, während es nur fünfzehn waren.

Dann zählte sie auf, was sie noch kaufen müßten, ohne indeß zu erwähnen, daß weder er noch sie Geld hatten, weil sie Beide Sonntags durchaus hatten ausgehen und bald hier, bald da sich hatten amüsiren müssen.

„Und das Andere hast Du?" fragte die alte Frau.

„Ja!" log sie. Dann setzte sie hinzu: „Manches ist alt. Ich habe einmal bei einem alten Fräulein gedient, das hinterließ mir nichts; die Verwandten gaben mir aber alte Küchen- und Bettsachen — man hilft sich eben."

Kein Wort von der ganzen Geschichte war wahr.

„Und wo wohnst Du jetzt?" fragte der Alte.

„Bei Dietrich's Schwester!"

„Bei der? Die hat selber ihre große Last. Du kannst bis zur Hochzeit zu uns kommen," erwiederte Mutter Ellerdiek.

„Ach, wie gut ihr seid!" jubelte Frieda und küßte Beide.

Jetzt hatte sie gewonnenes Spiel.

„Das leichte Fähnchen mit den Volants ziehst Du mir aber aus, ich kann solche Damenmoden in meinem Hause nicht ausstehen," befahl mit einem kritischen Blick über Frieda's Anzug die gute alte Frau wieder.

„'s ist nicht zu glauben! Bluse nennen sie ja wohl so ein rothes Ding? — Landraths Leonie, Du bist ja mit ihr konfirmirt worden, trägt auch so eine; für Deinesgleichen ziemt sich das gar nicht. Und zwei Volants um den Rock! Und guck 'mal ein Mensch an, einen gestickten weißen Unterrock! und Lackstiefel? Mädchen, bist Du bei Trost! Eine Arbeitersfrau willst Du werden? — Dietrich, wie kannst Du solche Narrheiten leiden?"

„In Berlin trägt man sich 'mal so, und ein ordentliches Mädchen hält am meisten auf gutes Unterzeug und gutes Schuhwerk," protestirte Frieda.

„Daß Gott erbarm'! Das nennt sie gutes Unterzeug!"

„Aber ich bin hier doch auf Besuch, Tante!"

„Unsinn! Dietrich's Schwester wird schöne Augen machen! Früher war die auch eine Putzdocke, jetzt trägt sie der Frau Landräthin gern die alten Röcke nach, und neulich waren sie Alle glücklich, als die ihnen einen ganzen Korb voll altes Schuhwerk schickte."

„Das wird mir nie einfallen! Sauber und nobel muß Alles an mir sein, sonst komm' ich um. Und die paar Volants! Da solltest Du 'mal sehen, wie die Anderen sich herausputzen!" erwiederte Frieda schnippisch.

„Mutter kriegt selber einen Volant um's Kleid!" eilte der Alte dem hübschen Mädchen beizustehen.

Das Brautpaar lachte. Mutter Ellerdiek wurde ganz roth.

„Ich habe es Vater erst vorhin gesagt, daß ich den Volant nicht bestellt hab' und ihn auch nicht nehme; meinetwegen mag die Schneiderin sehen, wo sie damit bleibt!"

„Gib ihn mir nur, ich kaufe mir dann den Stoff zum Rock dazu!" tröstete Frieda sie.

„Das ist recht! Na — Du scheinst mir wirklich alle Anlage zu einer praktischen Hausfrau zu haben!" spottete die alte Frau. —

Als das Brautpaar eine Stunde später wegging, um Frieda's Sachen zu holen, dämmerte es schon. Auf dem alten Kirchhof spielten Kinder mit betäubendem Geschrei, die Beiden aber lachten und kicherten den ganzen Weg über die alten Leute, deren Güte besonders Frieda auf eitel Dummheit zurückführte.

Sie wollte es schon machen! Den Koffer der Frau Tante würde sie nach Kräften erleichtern, das Volantkleid wollte sie ihr auch abschwatzen. — Ob der Alte Geld hätte? Sie glaubten es Beide nicht recht, aber allerlei Blechtöpfe und sonstigen Hausrath konnte er geben, und daß er's that, das bezweifelte Keines von ihnen.

„Eifersüchtig brauchst Du auf den nicht werden, Du Tiger," lachte Frieda übermüthig, „und nun fahr Du nur nach Berlin zurück und sieh zu, daß Du eine nette Wohnung findest. Zwei Stuben, eine Kammer und Küche. Die eine Stube vermiethen wir dann, und zwar mit Beköstigung, das versteht sich, dann haben wir 'was Sicheres. Die Möbeln müssen wir aus dem Abzahlungsladen von Michels nehmen, suche nur recht 'was Nettes aus, rothen Plüsch oder so, das fällt den Miethherrn gleich in die Augen. Die andere Stube kann ganz einfach sein, nicht wahr, Schatz? Nur, wenn Du müde aus der Arbeit kommst, dann hätt' ich so gern, daß Du Dich auch auf ein Sopha strecken könntest. Es braucht nicht neu zu sein, Dietrich!"

Er lachte sie glücklich an, nannte sie scherzhaft auch „Schmeichelkätzchen" und sagte zu Allem, was sie wollte, Ja. Dafür nannte sie ihn ihren guten, lieben Dietrich, und wußte sich in ihrem geheimsten Innern noch recht 'was

darauf, daß sie auch ihn „regierte", wie sie ihn haben wollte.

2.

So heiratheten sie. Warum auch nicht? Wie Viele machten es ganz ebenso! „Man braucht ja so wenig, um glücklich zu sein," hatte Frieda in ihren Kinderjahren den Onkel oft trällern hören. Unvergeßlich waren die Worte in ihr Ohr gefallen. Nun erprobten sie es selber, daß man wahrhaftig fast nichts dazu braucht.

Das Bett hatten sie alt gekauft, das heißt noch nicht sehr alt! nur daß es nicht neu war, der Händler schwor aber, es sei so gut wie neu und gesund, ganz gesund! er übernahm jede Garantie.

Die Möbeln! Lächerlich war es, für welche winzige Abschlagssumme sie diese erhalten hatten! Ein Glück aber doch, daß der gute Ellerdiek Frieda beim Abschied in ein Papier gewickelt vierzig Mark in die Hand drückte. Die beiden Goldstücke und noch drei andere desselben Schlages waren lange des alten Mannes Stolz und Trost gewesen; ein Nothpfennig sollten sie sein, wenn 'mal was vorkäme. Nun hatte er die Summe angebrochen und war glückselig, als sie ihn so dankbar anlachte.

Mit diesen vierzig Mark kamen die jungen Eheleute nach Berlin. Dietrich hatte schon von einem Kameraden „ein paar Mark", wie er Friedel sagte, geliehen.

„Das Heirathen ist doch gar so einfach nicht, wie man sich denkt," sagte Dietrich schon am ersten Tage; „Jeder hält die Hand auf, das Standesamt und die Geistlichkeit, Freund und Feind. Traktiren muß man auch; wer mag sich lumpen lassen? — Und dann!"

„O, Dietrich! Gardinen! Und so schöne!" jauchzte Frieda, als sie ihre Wohnung betraten.

Ja, das war sein Hochzeitsgeschenk für sie, und ihr Ausruf machte ihn äußerst glücklich.

„Na, es sind nur billige,“ brummte er bärbeißig, er schämte sich immer seiner „Gutheit“ gegen das junge Weib. Er war überhaupt ein grundguter Mensch, ohne jede Spur von Selbstsucht.

„O, und diese Möbeln! Wahrhaftig, Plüsch! Und sogar zwei Bilder! Nun! das wird ziehen! Um unsere Stube reißen sie sich, ich kann dreist drei Mark mehr fordern für die Woche, Dietrich?“

„Ja, wenn wir nur erst einen Miethherrn hätten, dann brauchten wir uns um die Abzahlung keine Sorgen zu machen. Vergiß nur nicht, Friedel, daß Du Sonnabend hingehst! Alle Woche sechs Mark! Nicht vergessen, sonst verfällt das gezahlte Geld, und er holt die Möbeln wieder!“

„Nein, nein! Ohne Sorge!“ beruhigte die junge Frau. Im Stillen dachte sie erschreckt: Sechs von vierzig bleibt vierunddreißig, andere sechs Mark hatte sie die Herreise und der Transport der Ellerdiek'schen Geschenke gekostet. Nur achtundzwanzig Mark blieben ihr. Wenn nur der Miether bald käme! —

Indessen für heute schwammen sie und Dietrich in Glück und Wonne.

Zur Arbeit konnt' er doch nicht mehr, so gingen sie später hinaus nach den „Zelten“, denn Frieda sagte, sich schüttelnd: „Mich hungert ordentlich nach Menschen! In dem Krähwinkel wird man vor Einsamkeit ganz krank.“

Ueber ihren „Appetit auf Menschen“ lachten sie dann und waren sehr vergnügt. Einkehren wollten sie nicht, man muß sparen.

Als sie aber später an einem Tanzlokal vorbei kamen, da zuckte es Beiden in den Füßen, und Frieda's begehrlich leuchtenden Augen verriethen deutlich ihm ihre Gedanken.

„Wir müssen doch Nachfeier halten! Alle Welt feiert die Hochzeit in Saus und Braus, wir haben bei den Alten

Kaffee getrunken und mageren Kuchen gekriegt. Nun wollen wir uns doch noch stärken auf die soliden Tage!"

So vieler Ueberredung hätt' es gar nicht bedurft. Er bezahlte das geringe Eintrittsgeld, schlug den Arm um sie, und da tanzten sie hin, ein gar schmuckes Paar.

„O, Dietrich!" hauchte sie ganz hingerissen.

Das machte ihn völlig wild. So hatten sie noch nie getanzt! Das war kein Tanzen mehr, das war wie im Himmel. —

„Bier her!" rief er in der zweiten Pause.

Auch sie lechzte. Sie tranken und tanzten wieder. —

Alle Tänzer und Tänzerinnen sahen auf die Beiden; ein stattlicher Unteroffizier redete Dietrich zuletzt an, der sich geehrt fühlte, denn Jener war offenbar der Vornehmste in der Gesellschaft und hatte so eine männlich sichere Weise, bescheiden und höflich, aber selbstbewußt.

Seine „Dame" machte Bekanntschaft mit Frieda. — Sie hätte gerade ihren Dienst aufgegeben, erzählte das Fräulein, sie sei bei der Komtesse Jenatzek gewesen, als Kammerjungfer; es hätte ihr aber nicht länger gepaßt. Nun genieße sie die kurze Freiheit, denn sie müsse natürlich einen Dienst wieder suchen, sie sei ein armes Mädchen, und „er" hätte auch nichts. —

Weiterhin wurde der Abend nun für beide jungen Eheleute äußerst interessant. Frieda mußte Fräulein Minna Meier erzählen, wie klug sie sich eingerichtet hatte; das Fräulein gerieth in Entzücken, und der Unteroffizier drehte seinen Schnurrbart eifrig immer spitzer.

„Also so macht man das? Furchtbar praktisch! Alle Ehre, meine jungen Herrschaften! Es hilft aber nichts, ich kriege den Konsens nicht von meinem Oberst, und so kann's wohl noch ein halb Jahr dauern, mein armes Minchen!" lachte er so eigen seine Tänzerin an; es sah wie Spott aus.

Ja, es war schade! Aber Minchen wollte es sich bei Frieda doch 'mal ansehen, wie sie sich eingerichtet hatten!

Man trank zusammen, stieß die Gläser gegen einander, tauschte zuweilen mit den Damen und ließ keinen Tanz vorübergehen. Die Vier bildeten die „vornehme Ecke"; Dietrich wußte selbst nicht, wie er dazu kam, und erklärte es sich bescheiden aus Frieda's Anmuth und sprudelnder Heiterkeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Als die junge Frau am andern Morgen aufwachte, war es heller Tag, Dietrich längst fort zur Arbeit. Sie erinnerte sich jetzt dunkel, die Weckuhr gehört zu haben, deren er sich bediente; denn er mußte für jede Verspätung Strafe bezahlen.

Der arme Mensch! Ohne Kaffee zur Arbeit! Aber als sie den Kopf hob, fühlte sie sich so zerschlagen, daß sie liegen blieb. Sie hatte heftiges Kopfweh, es hämmerte in ihren Schläfen.

Ob Dietrich wohl auch so litt? Das kam von dem vielen Bier.

Endlich erhob sie sich mühsam, steckte das Gesicht in das kalte Waschwasser, und das that ihr gut.

Aber schlecht blieb ihr doch.

Sie zog sich mühsam an und machte die Betten. Es kam ihr vor, als seien die Pfühle schwer wie Blei; davon hatte sie in der Nacht immer so angstvoll geträumt.

Wahrhaftig! Kolossal schwer! Das waren sie doch aber beim Kauf nicht gewesen?

Hatte der Händler sie betrogen?

Ihr Herz schlug vor Schrecken wie ein Hammer. Sie untersuchte die Betten, einen Beweis für einen Betrug konnte sie nicht entdecken, aber überzeugt wurde sie mehr und mehr.

Elend, traurig, geängstet fing sie an zu weinen. Unter

dem abscheulichen schweren Pfühl sollte sie nun jede Nacht schlafen?

Endlich machte sie die Kammer vollends in Ordnung. Nichts gefiel ihr. Dietrich hatte mit seinem Kleiderschrank so geprahlt, nun war es ein schmaler, einthüriger Kasten, und sie hatte so viele Kleider!

Dann wurde ihr leichter zu Muthe. In ihre Stuben schien die helle Morgensonne, die sich allerdings schon stark dem Mittag näherte.

Die Wohnstube war recht einfach, aber die Plüschstube — entzückend!

Auch die sehr kleine Küche schien ihr nett. Sie packte den großen Korb aus, welcher die Blechsachen enthielt, die Ellerdiek ihr geschenkt hatte. Auf dem Grunde entdeckte sie dann ein großes, grobes Brod und neben einem tüchtigen Stück Schinken auch noch vier Würste.

Das rührte doch endlich ihr Herz.

Die guten, lieben Alten! Nun sollte Dietrich auch sein Mittagsbrod haben!

Sie zündete ein Feuer an; der Herd rauchte zum Erbarmen. — Feuerung hatte sie auch nicht, sie zerschlug eine Kiste, in der das Leinen gelegen hatte, welches Mutter Ellerdiek ihr geschenkt.

Die Kiste hätte zu anderen Zwecken dienen können, aber Noth kennt kein Gebot.

Nun erst fiel der jugendlichen Hausfrau ein, daß sie weder Kartoffeln, noch Salz, noch irgend welche weiteren Vorräthe hatte.

Die vom Rauch thränenden Augen badete sie rasch in Wasser, dann setzte sie ihren Hut auf und lief zum Händler.

Das Einkaufen machte ihr Spaß. Sie fühlte, daß sie der Verkäuferin damit imponirte. Aus Eitelkeit nahm sie auch noch allerlei, was sie nicht brauchte.

Schwer beladen kam sie zurück.

Die Thür zu ihrem Vorplatz stand offen.

Bis in's Herz hinein erschrak sie, denn ihr fiel ein, daß sie nicht abgeschlossen hatte, als sie fortging.

Drinnen in der Plüschstube, deren Thür offen stand, prangte in einer gräflichen Frühlingstoilette des vorigen Jahres, die mit großem Geschick „hochmodern" gemacht war, Fräulein Minna Müller, ein Blumenhütchen auf, ein rosagefüttertes Sonnenschirmchen in den fein behandschuhten großen Händen.

„Aber, meine liebe Frau Seidel, die Thür offen! Ich fühlte mich versucht, Ihnen diese entzückende Garnitur wegzutragen!" rief Minna ihr lachend entgegen.

„Ach, bitte, plaudern Sie's nicht aus! Mein Mann traute mir nie wieder!" flehte Frieda, unter ihrer Last keuchend und ganz roth.

Im Herzen war sie über den ungelegenen Besuch erschrocken. Sie mußte ja kochen, Dietrich sollte ein gutes Mittagessen haben. Fräulein Minna errieth ihre Verlegenheit.

„Ah, Sie haben eingekauft? Wenn Sie erlauben, komme ich mit! Ich sehe so was sehr gern. — Selber kochen? Brr! Wissen Sie, ein Mädchen muß er mir halten; ich verstehe nicht die Idee vom Kochen! Aber ob ich ihn nehme, weiß ich noch nicht sicher! Ich kann vielleicht noch eine bessere Parthie machen!"

Frieda packte aus. Das Feuer war endlich, nun man es in Ruhe gelassen, in Gang gekommen.

Frieda stellte eine gute Reissuppe mit Wurst zum Feuer. Es half nichts, sie mußte auch erst Kartoffeln schälen! Minna setzte sich hin und sah ihr zu, wie ihre Komtesse es bei armen Leuten zu thun pflegte, nur noch viel herablassender. Dann konnte sich Frieda ihrer neuen Freundin widmen, welche Alles lobte, hinter ihrem Rücken aber über die Kammer und Wohnstube Grimassen schnitt.

Sie plauderten von allem Möglichen, besonders von den Erlebnissen ihrer Dienstzeit, von Minna's verschiedenen Verehrern, betreffs derer sie Frieda ihr vollstes Vertrauen schenkte, und eh' sie sich dessen versahen, war Dietrich da.

Er tröstete sein Frauchen. Wozu man Kaffeestuben hätte? Als Junggesell habe er da immer sein erstes Frühstück genommen; dann begrüßte er Fräulein Minna, die nun aufbrechen zu wollen erklärte.

„Essen Sie doch mit!" lud Dietrich sie höflichkeitshalber ein, machte aber ein etwas betroffenes Gesicht, als sie erklärte, das ließe sie sich nicht zweimal sagen.

Während er sich wusch und zurecht machte, deckte Frieda den Tisch, und die Drei fanden Frieda's Suppe vortrefflich.

„Und wäre sie auch ungenießbar gewesen, Schatz, ich hatte mir vorgenommen: Du putzest sie hinunter, als ob es Austern in Champagner wären!" lachte Dietrich vergnügt.

Minna fragte plötzlich in dies zärtliche Geplauder hinein: „Sie wollen also vermiethen? Was fordern Sie?"

Mann und Frau nannten den Preis und waren starr vor Staunen, als sie erklärte: „Gut, dann zieh' ich noch heute ein und gebe mich bei Ihnen in die Kost. Ich hab' mir mein Leben anders überlegt; ich will auf's Frisieren gehen, dann bin ich einmal mein eigener Herr und verdiene ebenso viel!"

Mann und Frau sahen sich an, dann sagten Beide Ja! Im geheimsten Herzen war es ihnen so nicht ganz recht, sie wollten lieber Herren haben, die sind leichter zufrieden zu stellen, aber das konnten sie ihrer neuen Freundin doch nicht sagen!

Dann überlegte Dietrich aber, daß eine „Dame" kein Gegenstand für seine Eifersucht sein würde, ein Umstand, welcher ihm die Sache plötzlich in annehmbarem Lichte zeigte.

Der Möbelhändler hatte ihnen für den Fall, daß sie

einen Miether fänden, ein Bett, ebenfalls auf Abschlagszahlung, zugesagt. Minna erklärte aber zu des Ehepaars großer Freude, ein Bett habe sie selbst, geerbt von einer ihrer Herrinnen, und zwar ein sehr schönes.

Damit war jedes Bedenken in ihren Herzen gehoben. Fräulein Minna zog ein.

3.

Eine Reihe von Monaten war vergangen. Dietrich und Frieda Seidel lebten „aus der Hand in den Mund", waren aber ganz vergnügt, obwohl es auch allerlei Aerger und Verdruß bei ihnen gab.

Zunächst kam ihnen dieser durch ihre Mietherin.

Das Frauenzimmer erfüllte Dietrich's Herz mehr und mehr mit Wuth, denn einmal klagte Frieda, nichts sei ihr gut genug, andererseits ließ die junge Frau sich von der Hausgenossin öfter und öfter zu Spaziergängen und Ausflügen bereden, die sich nach Dietrich's Meinung Alltags für eines Arbeiters Frau nicht schickten.

Frieda klagte aber so jämmerlich über das Alleinsein und hatte auch wirklich in dieser Zeit Bewegung im Freien nöthig, kurz, der junge Ehemann gab nach und ärgerte sich dann jedesmal über seine Schwäche, denn die beiden Freundinnen kamen niemals pünktlich nach Hause, der müde gearbeitete Mann mußte sich sehr oft sein Abendbrod selbst aus dem Schranke in der Küche zusammen suchen.

Frieda hatte ihren Mann immer mehr als einen herzensguten, grundbraven Menschen kennen gelernt, und schon öfter war die leise Erkenntniß in ihr aufgestiegen, daß er eigentlich viel zu gut mit ihr sei. Er ließ ihr jedoch nicht Alles durch, so weit ging seine Schwäche doch nicht, besonders jedes Abweichen von der Wahrheit war ihm an ihr sehr peinlich, und er rügte es scharf. Sie respektirte ihn, fast wider ihren Willen, um so mehr.

Heute aber war er fuchswild.

Er hätte sein Weibchen gern auch 'mal für sich gehabt, aber richtig waren sie wieder Beide fort, und im Schranke nicht einmal eine Brodrinde, noch weniger ein Rest Fleisch oder Wurst.

Das Bier hatte Frieda, statt es wie sonst unter die Wasserleitung zu stellen, in die Stube getragen, in welche den ganzen Nachmittag die Sonne schien; es war schal und verdorben.

Da ihn hungerte, halb auch aus Trotz, beschloß er, in's Wirthshaus zu gehen.

„Ich will sie lehren, ihren Mann so zu behandeln! Vor Mitternacht komm' ich nicht nach Hause und dann thue ich, als hätt' ich mir einen Rausch getrunken! Und morgen mach' ich Krakeel, und die Lauferei soll ein Ende haben."

Mit diesem Vorsatz ging er wieder fort. Nach wenig Schritten begegnete er einem jungen Manne, der in seiner Fabrik arbeitete, und den er gern hatte.

Sie gingen zusammen weiter, Schöngast war ledig und freute sich, Gesellschaft zu haben.

So kehrten sie in einem besuchten Bierhause ein, fanden einen guten Platz dicht am Fenster und ließen sich Sauerkraut und Pökelfleisch bringen.

Das schmeckte! Es fiel Dietrich plötzlich ein, daß er derbe Kost dieser Art wenig bekäme, Fräulein Minna konnte alles Mögliche nicht vertragen, darnach richtete sich das Kochen, obwohl Frieda seufzte, es käme zu theuer.

Während Dietrich mit Schöngast von Politik redete, gingen seine Gedanken im Stillen weiter auf der Bahn der Haushaltsangelegenheiten.

Derbe Kost gab es nie! Allerlei Firlefanz mußte Frieda kochen, Ragouts und Fricassées. Es schmeckte ja, aber es war doch nicht das Rechte!

„Ha, da ist die schöne Minna!“ fuhr Schöngast plötzlich auf. „Seit wann ist die dann mit ihrer Strafe fertig? Hehlerin, Diebshehlerin, drei Jahre Zuchthaus gehabt! Wen hat sie denn da wieder gekapert? Die hat's hinter den Ohren! Na — man kennt sie; wenn sie vor den Leuten auch noch so ehrbar thut! Sie treibt's arg! Nun, der Krug geht so lange zu Wasser —“

Minna? Schöne Minna? Diebshehlerin? Zuchthaus? Dietrich Seidel war wie gelähmt.

Dicht am Fenster vorbei ging Minna im höchsten Staat und seine Frieda in dem Volantkleide der Mutter Ellerdiek, die Erstere am Arm eines auffällig eleganten Herrn.

„Wer mag der Herr sein? Die Kleine — das ist, glaub' ich, ihre Schwester; sie gehen viel zusammen. Neulich traf ich die Beiden mit mehreren Herren auf dem Bock; es war ordentlich lustig, wie solide sie that, die Minna! Natürlich — vor den Leuten!“

Dietrich liefen dicke Schweißtropfen von der Stirn.

„Ist es Dir warm hier? Wie siehst Du aus, Kerl?“ rief Schöngast, jetzt erst aufmerksam werdend.

„Wie ich aussehe? Sieht es mir Jeder an?“ flüsterte der Andere heiser.

Schöngast riß die Augen auf; er begriff nichts, als daß hier etwas Unerklärliches vorging.

„Aber Mensch, so sage mir doch, was Du hast?“ drängte er.

„Was ich habe? Komm' heraus, komm' mit, ich will's Dir erzählen. Es wird sich doch wohl herumsprechen, daß Seidel seine Frau mit jener Person hat gehen lassen!“

Sie waren schon draußen.

„Die Kleine ist Deine Frau? Aber wie kommt ihr denn an das Frauenzimmer?“

„Meine Frieda ahnt nichts. Oder, wenn sie's ahnt — so sei ihr Gott gnädig!“ knirschte Dietrich.

Sie gingen nicht, sie rannten nach der Straße, in der Seidels wohnten.

Unterwegs erzählte Dietrich, wie Alles gekommen sei, und der Andere, was er von Minna wußte.

„Daß aber so Einer, wie Du, sich so blind machen läßt," lachte Schöngast.

„Bin ich denn zu Haus? Wochenlang seh' ich sie nicht; sie geht auf's Frisieren, Abends, wenn so viele Bälle und —"

„Bezahlt sie euch denn?"

„Zuerst, ja, ganz regelmäßig. Letzthin klagte meine Frau, sie sei ihr schon zweimal die Miethe schuldig geblieben, weil sie zu viel für Staat und andere Dinge ausgebe."

Ein Dienstmann mit einem Handwagen begegnete ihnen.

Dietrich rief ihm zu, mitzukommen, wenn er Zeit habe.

Von dem Manne gefolgt, langten sie in Dietrich's Wohnung an.

Die beiden „Damen" hatten eben einen heftigen Wortwechsel. Frieda's Stimme klang laut und weinerlich, die der Anderen nur spöttisch.

„Alles muß seine Grenzen haben. Es schickt sich nicht! Ich sage es meinem Manne!" rief die junge Hausfrau.

„Thu', was Du nicht lassen kannst! Aus Mitleid hab' ich Dich mit hinausgenommen, nöthig bist Du da gar nicht und —"

„Nein — ich thu's nicht! Und ich sage Dir, nimm den Kasten weg aus meiner Stube — wozu stellst Du ihn dahin? Und warum soll ich ihn verstecken?"

„Was für einen Kasten? Zeig' doch mal! Der wird die Polizei vielleicht interessiren!" klang Dietrich's Stimme in sonderbar aufgeregtem Ton dazwischen.

Beide Frauen schrien laut auf. Wie ein Blitz war Minna vom Sopha empor gesprungen, in Seidel's Wohn-

stube gelaufen, und Dietrich sprang ihr gerade noch früh genug nach, um zu sehen, daß sie den nicht sehr großen Kasten aus dem Fenster in den Werkhof des Zimmermanns nebenan warf.

Trotz seiner Wuth handelte er aber, in dem Gefühl, vor Allem sein Haus rein zu wahren, ganz besonnen. Er that gar nicht, als habe er den Kasten gesehen; aber er packte sie mit eisernem Griff am Handgelenk, sah ihr mit wuthentbrannten Augen in's Gesicht und schrie sie an: „Fräulein, Sie verlassen in der Minute mein Haus! Für Zuchthäuslerinnen ist darin kein Platz!"

„Erbarmen! Seien Sie doch still! Ich gehe ja schon!" wimmerte sie, zum Tode erschrocken. —

Binnen einer Viertelstunde war sie mit sammt ihren Sachen fort. Schöngast beruhigte unterdeß die schluchzende Frau.

„Haben Sie denn gar nichts gemerkt?" forschte er.

Ach, ja — freilich, allerlei Unklares; aber sie hatte nicht dahinter kommen können!

Unterdessen war Dietrich nach dem Hof hinabgestiegen. Dieser war aber verschlossen, die Dunkelheit auch schon völlig herabgesunken.

Er stieg wieder hinauf; Frieda beklagte sich eben, unter Zuhilfenahme ihres Notizbuches, daß Minna ihr über fünfzig Mark schuldig geblieben sei.

„So, und nun ist sie mit allen ihren Siebensachen auf und davon! Wie unbesonnen!" schalt Schöngast.

„Komm' mit zur Polizei! Ich will das Weibsbild lehren, in ehrliche Häuser zu gehen und die Leute in Schimpf zu bringen," herrschte Dietrich den jungen Mann schärfer an, als er selbst wußte. Ihn ärgerte schon dessen Theilnahme für seine Frau. Frieda's flehenden Blick wollte er nicht sehen.

„Mit Dir spreche ich nachher ein Wörtchen!" drohte er ihr. — —

„Alles in Allem hast Du gar kein Recht, Deiner Frau die Meinung zu sagen," erklärte Schöngast, als sie auf der Straße waren. „Du bist das Miethverhältniß zufrieden gewesen, hast das Frauenzimmer sogar den ersten Mittag selber eingeladen und niemals energisch protestirt gegen den Umgang mit Deiner Frau!"

Dietrich senkte den Kopf und schwieg.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr trat Fräulein Minna Meier, die man in einer zweiten, der Polizei wohlbekannten, von ihr gleichfalls schon lange gemietheten Wohnung fand, die Untersuchungshaft an, die als Ergebniß eine abermalige Zuchthausstrafe hatte.

Der Kasten, welcher mit Hilfe Dietrich Seidel's gefunden wurde, enthielt beträchtliche, von einem Bankdiebstahl herrührende Werthpapiere.

Dietrich Seidel und seine junge Frau geriethen anfangs in den Verdacht der Mitschuld und hatten mehrere Verhöre zu bestehen; wenn man auch in Anbetracht des Zeugnisses, welches Dietrich's Fabrikherr diesem ausstellte, von der Verhaftung Abstand nahm.

„Die fünfzig Mark schreiben Sie nur in den Rauchfang," sagte trocken der Rechtsanwalt, den das Ehepaar um Hilfe anging. „Die Person leugnet Alles, Beweise haben Sie nicht."

So zahlten die Aermsten den alten Herrn und gingen, um viele Erfahrungen reicher, heim.

In ihrer Nachbarschaft und unter Dietrich's Kameraden hatte es sich unterdeß überall ausgesprochen, daß die berüchtigte Diebshehlerin Minna Meier monatelang bei ihnen ganz unbeanstandet gewohnt habe, und nun erklärte es sich, daß man Minna allgemein für Frau Seidel's Schwester gehalten hatte.

Die Plüschstube stand schon monatelang leer, und das Ehepaar sah den Tag kommen, wo die Abschlagszahlung nicht geleistet werden konnte, denn Frieda hatte auch beim Höker und beim Krämer nach und nach nicht unerhebliche Schulden gemacht.

Aber nicht nur das, sie hatte sich auch von Minna verleiten lassen, sich heimlich eine Mantille und einen Hut zu kaufen, beides an sich nicht theuer, aber doch für sie viel zu theuer.

Anderer Kummer kam dazu.

Die schweren Betten hatten einen so losen Stoff, daß alle diese Pfühle Morgens beim Bettmachen wahre Wolken von Staub und Federtheilchen durchließen. Es war schier nicht zum Aushalten! Aber woher das Geld nehmen zu einem neuen, festen Ueberzug oder gar zu einem besseren Bette?

Nun standen bald allerlei andere Ausgaben bevor, für das zu Erwartende, und dann mußten doch auch Feuerung und Kartoffeln für den Winter beschafft werden! — Ein ganzes Meer von Sorgen!

Frieda hatte nie gewagt, ihrem Mann den ganzen Umfang ihrer Verlegenheiten zu gestehen; er zeigte sich ihr stets freundlich und gut, aber sie fühlte wohl, wie er sie heimlich überwachte. Offenbar ahnte er, daß nicht Alles in Ordnung war, aber er fragte nicht, und hätte er's gethan, so würde sie gelogen haben, das fürchtete er und — schwieg.

Ihr Leben war jetzt so unerträglich einsam vom Morgen bis zum Abend, daß sie oft weinte und mit heißer Sehnsucht an Mutter Ellerdiek dachte und an den alten guten Mann. Ja, sogar nach Minna sehnte sie sich in ihrer Trübseligkeit. Wie gut hatten sie sich immer amüsirt!

Und dann überdachte sie, wie oft Minna ihr scherzend gesagt hatte, eine Frau müsse es verstehen, ihren Mann

auf ihre Ehrlichkeit schwören zu lassen, um ihm dann, wenn's ihr 'mal paßte, doch ein X für ein U zu machen.

Auch über allerlei Mittel, Geld zu verdienen, hatten sie geredet. Minna wußte immer Rath. Kartenschlagen brachte viel ein, auch Massage und Wunderpillen, allerlei Pflaster mit gedruckten Zeugnissen dabei und Hühneraugenschneiden.

O — es gab noch hundert andere Mittel! Einige verlangten, daß man alt und gesetzt aussähe, zum Beispiel als Kartenlegerin; aber Massage und dergleichen, dazu brauchte es Kraft und Elastizität der Jugend.

„Ja — das könnt' ich beginnen; aber wenn das Kleine da ist, dann bin ich nur noch gut zum Kindsmädchen," dachte Frieda bedrückt. — —

Da passirte etwas Unerhörtes, unbeschreiblich Aufregendes.

Eine Equipage hielt vor dem Hause, ein Herr stieg aus. Frieda achtete nicht darauf, obwohl derartiges selten hier vorkam.

Dann klingelte es. Sie öffnete; der Herr aus dem Wagen stand vor ihr.

„Sie sind Frau Seidel? Ihr Mann heißt Dietrich? Er ist nicht zu Hause?" fragte er sie kurz.

Sie bejahte erstaunt. Er fuhr fort zu fragen:

„Wie hieß die Person, die wegen des Bankdiebstahls als Hehlerin verhaftet wurde?"

Abermals antwortete sie, und er nickte befriedigt.

Dann, nach einer Reihe anderer Fragen, sagte er: „Ich bin auf der Durchreise, kann mich nicht aufhalten, habe erst jetzt gehört, wem ich die Rückerlangung des Geldes verdanke, denn mein Geld war es! Hier ist der Finderlohn, dreihundert Mark! Geben Sie ihn Ihrem Manne und diese Karte. Wenn er mich 'mal braucht, werde ich mich finden lassen."

Damit war er schon wieder fort.

Frieda stand wie versteinert; nachher stürzte sie in die Stube, legte die drei großen Scheine auf den Tisch und faßte sich mehrmals nach dem Kopfe, während sie auf das Geld starrte.

Dreihundert Mark! Ein Reichthum! Was würde Dietrich sagen? Nun war alle Noth zu Ende! Nun konnte sie ihm ihre Schulden gestehen!

Gestehen? Er hatte ohnehin schon alles Zutrauen zu ihr verloren! Und wenn er nun das Alles auch noch erfuhr?

Ein tiefes Zagen befiel sie.

Ja, wenn sie heimlich die Schulden bezahlen könnte? Wenn sie hundert Mark hätte! Ein Drittel dieser Summe, die da lag!

Die Schlange des Paradieses sprach flüsternd in ihrem Herzen: „Was weiß er davon? Er freut sich über zweihundert auch! Und wenn Du ihm die Schulden gestehst, nimmst Du ihm die beste Freude an dem Gelde doch. Er bezahlt sie dann, aber mit Aerger! Den Aerger erspare Du ihm."

So ging es weiter.

Als der junge Ehemann nach Hause kam, fiel ihm sein Weib um den Hals und erzählte ihm leuchtend vor Freude, es sei ein Herr dagewesen, hier auf der Karte stehe der Name, und der habe ihm zweihundert Mark gebracht.

Dietrich's Ueberraschung und Freude war groß.

„Nun versichere ich mein Leben," rief er sofort. „Ich habe Pflichten gegen unser Kind und Dich, mein liebes, kleines Weib!"

Sie war noch so weltunerfahren, daß sie ihn gar nicht recht begriff, er mußte es ihr erst erklären.

„Ich erbitte mir einen Vierteltag frei, dann gehe ich

gleich nach dem Versicherungsbureau," sagte er im Forteilen.

Sie aber zog sich an und bezahlte ihre Schulden.

Hätte er es nur wissen dürfen! Das war der Schatten, der ihre Freude trübte. Aber zu einem Geständniß hatte sie nicht den Muth.

Als Dietrich Abends nach Hause kam, sang er vor der Thür laut und übermüthig: „Schlaf, Kindchen, schlaf," und dabei erscholl ein sonderbares Geräusch.

Sie öffnete, sah in sein glückstrahlendes Gesicht, sah, was er da unter neuem Beginn seines Gesanges herein zog, und lachte und weinte in einem Athem.

Ein Kinderwagen! O, wie sie sich den gewünscht hatte! Und so leicht und zierlich!

Er war sehr gerührt. „Meine Frieda! mein gutes Frauchen, wenn wir's nur erst hätten!" flüsterte er.

4.

Einige Tage später, als er Mittags heimkehrte, hatten sie's, oder vielmehr, sie hatten „ihn". Ein stämmiger Bursche war's! Dietrich's stolze Seligkeit kannte keine Grenzen.

Die junge Frau lag blaß und todesmatt im Bett. Sie habe viel gelitten, sagte der Doktor, der gerufen war, und müsse nun sehr geschont werden.

„O, gewiß! sicherlich! Wir werden schon aufpassen, Herr Doktor," erwiederte stolz und zuversichtlich der junge Vater.

Die Hebamme mußte ihm erst durch einen heimlichen Rippenstoß begreiflich machen, daß er völlig vergaß, den Doktor nach „seiner Schuldigkeit" zu fragen.

Mit der Bezahlung ging der letzte Rest der zweihundert Mark hin.

Und dann saß Dietrich an des Jungen hübschem

Wagen und konnte sich nicht satt sehen an seinem Erstgeborenen.

Diese runden, kleinen Fingerchen! Es machte ihm unendlichen Spaß, seine keineswegs gepflegte, arbeitsharte Hand neben die des Kleinen zu legen.

O, wie wollte er arbeiten für das liebe, liebe Kind! Er sah sich schon im Geiste, wie er mit einem stattlichen jungen Manne daher ging; der hatte es weiter gebracht wie der Vater, war ein Techniker — ein Herr Ingenieur — und trug Herrenkleider! Und das war sein Sohn!

Stunde um Stunde verrann so; Frieda schlief sanft, und als sie und das Kind zugleich aufwachten, legte er ihr den Jungen in's Bett und fand neues Entzücken an dem wonnigen Bilde.

Frieda lachte und plauderte, fühlte sich wohl matt, aber sonst ganz gesund und sprach davon, am dritten oder vierten Tage keiner Wartung mehr zu bedürfen. Bis so lange sollte Grünmeier's Elise, ein vierzehnjähriges Mädchen, bei ihr sein, denn Dietrich durfte natürlich jetzt weniger als je die Arbeit versäumen. —

„Mit dem Jungen lacht uns das Glück auch wieder, wir haben einen Miether für die Plüschstube!“ trat er andern Mittags zu Frieda herein; „er zieht morgen ein.“

„Ach, du lieber Himmel, aber ich kann ihn ja nicht bedienen!“

„Das thu' ich! — Sein Bett mache ich, und die Stube fege ich auch, mehr braucht's nicht!“ —

Sie waren Beide froh; die junge Frau schlief aber viel, fieberte auch, doch Dietrich bemerkte das Alles nicht.

Am anderen Morgen stand er eine gute Stunde früher auf als sonst, um die Plüschstube in Ordnung zu bringen. Mit großem Eifer begab sich der gutwillige Mann an die Arbeit, nur daß er nicht so recht wußte, die Dinge anzufassen. Es geschah ihm, daß er den Fußboden aufwusch,

ehe er die Asche aus dem Ofen nahm. Dann ließ er aus Ungeschicklichkeit diese auf den nassen Boden fallen; es dauerte lange und machte ihn ungeduldig, bis er Alles fertig hatte, aber er sagte sich stolz: nun fehlt auch nichts mehr. — Doch! in die Kommodenschubladen konnte er reines Papier legen, das sah dann so wunderschön sauber aus.

Als er die erste Schublade aufzog, sah er darin verschiedene Papiere liegen — Rechnungen, nein, Quittungen.

Es schlug eben ein Viertel vor Sechs; höchste Zeit für ihn, wenn er rechtzeitig zur Arbeit wollte.

Er raffte die Papiere zusammen, sie stammten gewiß noch von Minna Meier her, und steckte sie gedankenlos ein, griff nach Mütze und Ueberzieher und lief eilig fort, nachdem er gesehen hatte, daß Mutter und Kind noch schliefen.

„Die Backen sind ihr so roth!" flüsterte Elise Grünmeier der Wärterin zu, als diese um elf Uhr kam, die junge Frau zu betten und das Kind umzuziehen. „Sie spricht auch so viel im Schlafe!"

Die ältliche Person sah sich die Pflegebefohlene bedenklich an. „Ich will beim Doktor vorsprechen!" sagte sie, machte ein kühlendes Getränke für Frieda zurecht und hielt sich nur so lange auf, als unbedingt nöthig war.

Um Mittag fühlte die junge Frau sich viel wohler, sie ließ sich das Kind geben und wartete sehnsüchtig auf Dietrich.

Da kam er schon! Er stürmte förmlich in die Stube. Aber nicht wie gestern und vorgestern, mit glücklich lächelnden Mienen, sondern blaß, die Stirn gefurcht, einen Ausdruck im Gesicht, vor dem Frieda heftig erschrak.

„Was ist Dir, Dietrich?" rief sie ihm entgegen.

Er nahm das kleine Hilfsmädchen rauh am Hand-

gelenk und schob es aus der Thür: „Da bleibst Du, bis ich Dich rufe!"

Dann trat er zu seiner Frau an's Bett. Seine Brust hob und senkte sich, er athmete schwer, seine Zähne preßten sich knirschend aufeinander.

„Herr Jesus, Dietrich, was hast Du?" ächzte sie im heftigsten, unbestimmten Schrecken. Wollte er sie morden? Ihre Augen öffneten sich unnatürlich weit vor Entsetzen, kein Wort brachte sie mehr hervor.

„Was ich habe! Ein niederträchtiges Weib hab' ich; ein Geschöpf, das auf die Straße gehört!" schrie er sie an.

Dabei riß er die sämmtlichen Quittungen aus der Tasche und warf sie ihr auf's Bett.

„Woher hast Du das Geld, Weib?" keuchte er.

Sie sah's auf den ersten Blick, was es war, aber sie war auch überzeugt, er würde sie tödten, wenn er Alles erführe.

„Sprich! Woher hast Du es!" Er packte sie an der Schulter.

„Ich — ich — hatte es —" Ihre Zähne schlugen klappernd aufeinander.

„Von wem, von wem? Gestehe es! Wer ist —? Wer gab —? O, dies verfluchte Weib!"

Er meinte Minna Meier, die er für die Verführerin Frieda's hielt.

Sie hörte schon nichts mehr.

Sie lag in einer tiefen Ohnmacht.

Ihr Aussehen erschreckte ihn nun doch. Erst jetzt besann er sich, daß er sich hundertmal auf dem Wege hierher gesagt, er wolle ganz ruhig sein.

Starb sie?

„Frieda — Frieda!" suchte er sie zu wecken. Er hatte noch nie eine Ohnmächtige gesehen.

Dann stürzte er hinaus: „Elise — Elise! Sie stirbt!"

Er riß eine Schale mit Wasser an sich und badete Frieda's Gesicht, das kleine Mädchen schrie, der Junge wachte auf und schrie ebenfalls.

Da —! Der Doktor!

„Was geht hier vor? Was machen Sie da?" fragte er.

„Sie stirbt, Herr Doktor!"

Eine minutenlange Stille. Der Doktor war an das Bett getreten.

„Unsinn, sie hat eine Ohnmacht!" Er befühlte den Puls nochmals.

„Können Sie mir sagen, ob sie einen äußeren Anlaß hatte?"

Dietrich stand stumm und bleich da, wie ein Bild des bösen Gewissens, und hinter ihm zeigte Elise rachsüchtig auf ihn und nickte dem Doktor zu.

„Was haben Sie mit der Frau gemacht?" fragte der Doktor noch einmal, und seine Blicke bohrten sich auf Dietrich's Gesicht.

„Ich — ich habe sie nur gefragt, wo —? Herr Doktor! Sie hat Geld gehabt! Da habe ich wissen wollen, wo sie es her hat," brach er nach dem ersten Zögern in wilder Leidenschaft aus.

Mit einem Schlage errieth der erfahrene Mann, was er etwa meinen konnte.

„Und dann?"

„Dann? Da hab' ich sie nur ein wenig bei der Schulter gefaßt —!"

„Pfui, schämen Sie sich! An dem kranken Weibe sich zu vergreifen. Die Wartefrau hat mich herbestellt. Ihre Frau hat schon die Nacht gefiebert. Und da kommen Sie und erschrecken und ängstigen die Kranke?"

„Hier — hier!" — griff Dietrich nach seiner linken Brust, in welcher das Herz wild hämmerte. „Soll man da nicht den Verstand verlieren? Und nun kann ich das

Maul nicht halten über meine eigene Schande — die — die —"

Er sank auf den nächsten Stuhl, warf die Arme auf den Tisch, legte das Gesicht darauf, und sein ganzer Körper bebte vor qualvollem, lautlosem Schluchzen.

Der Doktor beschäftigte sich unterdeß mit der Kranken.

Nach einer Weile fühlte Dietrich seine Hand auf der Schulter.

Verstört, das Bild tiefen Unglücks, blickte er auf und in die ernsten, theilnehmenden Augen des alten Herrn.

„Wir brauchen eine Pflegerin; sie wird sehr krank werden! Haben Sie eine weibliche Verwandte, die Ihnen beistehen kann?"

„Nein, Herr Doktor. Wir sind zwei einzelne Kinder gewesen — das heißt, ich hatte noch eine ältere Schwester, aber die kann nicht kommen, hat selbst Last genug."

„So werde ich eine barmherzige Schwester schicken, die Krankenhäuser sind zur Zeit überfüllt. Sie werden auf Arbeit müssen. Und — so, wie es liegt, würden Sie wohl auch nicht zur Pflege taugen."

„Ach, Herr Doktor, Herr Doktor, ich kann es mir doch gar nicht denken!"

Dem armen Dietrich stürzten die Thränen aus den Augen.

„Was gab es denn?" fragte der leiderfahrene, brave Arzt. Er wußte wohl, die Seele dieses jungen Arbeiters erlag ohne einen Trost oder Zuspruch.

So erzählte dieser dann — verworren genug — aber er betonte immer wieder, wie lieb sie einander gehabt hätten.

Zuletzt sagte der Doktor nur wenige Worte: „Ich glaub's nicht! Man muß nicht gleich verurtheilen!"

Welcher Balsam für den Gequälten! —

Am Nachmittag lag Frieda in wilden Fieberphantasien.

Die barmherzige Schwester kam dem verwirrten Manne wie ein guter Engel vor. Mit ihr zog sofort etwas wie Frieden bei ihnen ein; still waltete sie ihrer Pflichten, Alles wurde hell und sauber bei der Kranken. Der neue Miether kam, um einzuziehen, als er aber die Schwester sah, hielt ihn keine Ueberredung. Er entfloh so schnell er konnte, aus Furcht vor Ansteckung.

Nun stand das Zimmer wieder leer.

Wochen gingen hin, eine nach der anderen, und die todkranke Frau rang immer noch, obwohl kein Mensch mehr an ihre Genesung glaubte.

Da in der ersten Zeit die Gegenwart Dietrich's sie allemal schwer beängstigte, so hatte der Doktor ihm den Zutritt zum Krankenzimmer verboten.

Welche Qualen litt auch er! Die Liebe zu Frieda kämpfte unausgesetzt mit dem Argwohn; er schwankte täglich und stündlich zwischen dem Hoffen und Fürchten, und wenn er's einmal vergaß und auf den Zehen an die offene Kammerthür schlich, in heißer Sehnsucht, sie nur einmal zu sehen, ihre Stimme zu hören, so packte es ihn plötzlich wie mit Geierkrallen an's Herz: „Von wem hat sie das Geld bekommen?"

An seinem armen Bübchen konnte er sich auch nicht freuen; er war ein elender, unglücklicher Mensch!

Die Pflege der Kranken kostete sehr viel; woher sollte er es nehmen?

Die Plüschmöbeln wurden eines Tages in seiner Abwesenheit abgeholt; die Abzahlungsbeträge waren zum dritten Male nicht gezahlt worden. Der Lieferant machte ein gutes Geschäft bei dem Handel und wurde natürlich grob gegen die barmherzige Schwester, daß man ihm „noch größeren Schaden" zumuthete.

Dietrich ließ Alles über sich ergehen.

Der kräftige, kerngesunde Mann, der den größten körperlichen Strapazen Stand gehalten hätte, verlor alle Widerstandsfähigkeit gegen das Unglück, denn jetzt geschah es ihm auch noch, daß er ausglitt und den Arm brach.

Arbeitslos! Die Frau sterbend! Das Kind ohne Gedeihen — und neue Schulden beim Krämer, beim Bäcker, beim Apotheker und Doktor! Dazu die Miethe nächstens fällig! —

„Wenn sie nur stürbe!" dachte er verzweifelnd. „Glücklich werden wir ja doch nie wieder!"

Und dann wollte ihm das Herz brechen, daß dies schöne Glück so elend untergegangen war. Aber er hatte die Schuld! Er hatte dies verwünschte Weib, die Minna, damals eingeladen.

„Ein guter Ehemann soll seines Weibes Hüter und Lehrer sein!" hatte Schwester Benedikta ihm neulich geantwortet, als er ihr Abends einmal in einer ruhigen Stunde erzählte, wie Minna in's Haus gekommen sei und was darauf folgte.

Er zeigte ihr auch die Quittungen und schüttete ihr sein ganzes Herz aus.

Aber wenn er gemeint, unglücklicher könnten sie doch gar nicht werden, so hatte er sich geirrt, denn dies weitere Unglück kam schnell genug! Schwester Benedikta kündigte ihm an, daß sie abberufen sei auf eine andere Station, eine ihrer Schwestern würde kommen, sie zu ersetzen.

Ersetzen? Niemals! O, was sollte werden, wenn der gute Engel fortging?

Sie tröstete ihn lieb und freundlich; aber er sah nur vor sich hin und murmelte: „Nun ist Alles verloren!"

Endlich rieth sie ihm: „Schreiben Sie doch an die alte Ellerdiek! Die Pflegemutter thut's! Sie haben mir immer gesagt, es wären gute Leute! Oder soll ich für Sie schreiben?"

Nein, er wollte es selbst thun. Was er auf dem Herzen hatte, das konnte nur er selbst schreiben.

So setzte er sich denn hin und brauchte weder an der Feder zu kauen, noch sich zu besinnen.

Der Schluß lautete: „Lieber Meister und Frau Meisterin, wir sind so unglücklich, Sie müssen Erbarmen haben!“

Den Brief wollte Schwester Benedikta zur Post mitnehmen, wenn sie hernach abgelöst wurde.

Als er fertig dalag, fühlte Dietrich sich schon etwas erleichtert.

So setzte er sich denn an das Fenster und blickte auf die mondbeschienenen Dächer.

Es wurde schon wieder Frühling! Er hatte bereits Veilchen verkaufen sehen!

„Wenn ich es von ihr nur begreifen könnte!“ sagte er laut denkend zum hundertsten Male.

Schwester Benedikta kannte diese qualvolle Noth seiner Seele sehr gut!

Sie trat zu ihm und sagte: „Ich habe mir die Papiere, die Sie mir gaben — ich meine die Quittungen — noch einmal angesehen, Herr Seidel, und da fiel mir erst jetzt auf, daß alle an demselben Tag ausgestellt worden sind, gerade einen Tag vor der Geburt des Kindes. Haben Sie das übersehen?“

„Erinnern Sie mich nicht daran!“ wies er sie finster ab.

Sie beharrte aber. „Das ist doch keineswegs so gleichgiltig! Können Sie sich nicht besinnen, ob Ihre Frau vielleicht ein Sparkassenbuch hatte? Viele verheimlichen den sogenannten Nothpfennig ihren Männern, und haben dazu leider oft Grund genug.“

„Nein, für's Sparen waren wir Beide nicht! Wollten das Leben genießen! Darum sitzen wir nun auch schon in Schuld und Unglück,“ erwiederte er bitter.

Schwester Benedikta schwieg, legte ihm aber die Quittungen vor und zeigte auf die Daten.

„Wenn sie wieder besser wird, seien Sie sanft mit ihr, Herr Seidel! Sie hat schwer leiden müssen!"

„Es ist schrecklich! Ich kann ihr nie wieder trauen!" stöhnte er. Dann aber fragte er doch: „Haben Sie denn noch Hoffnung, Schwester?"

„Ja!" sagte sie und dann führte sie ihn an das Bett und ließ ihn die Stirn und die Hände der Schlafenden fühlen. „Sie sind feucht! Die Aerzte geben nicht viel darauf, aber unsere Erfahrung lehrt, daß sich so die Genesung öfter ankündigt. Und sehen Sie nur, wie ruhig der Schlaf ist, wie friedlich die Züge."

Das war richtig! Die bisher pergamentartige Haut hatte ein anderes Aussehen. —

Die neue Schwester kam.

Dietrich begleitete Benedikta zurück. Es war ihm, als ginge der einzige Mensch von ihm, der es gut mit ihm meinte.

Sie sprachen von seiner trostlosen Geldverlegenheit.

„Gehen Sie zu Ihrem Herrn und bitten Sie ihn um Vorschuß!" rieth sie.

„Das mag ich nicht. Er gab mir gleich dreißig Mark, als er hörte, daß ich den Arm gebrochen. Der Apotheker nahm zwölf Mark, das Andere habe ich als Abschlag auf die Miethe hingegeben."

Sie überredete ihn dennoch. Zum Abschied sagte sie: „So ein tüchtiger Mann muß den Kopf nicht gleich hängen lassen, Herr Seidel. Im Unglück tapfer sein, das kann nur ein wirklich tapferer Mensch. Nun zeigen Sie 'mal, was in Ihnen steckt! Wenn ich später wieder zurückkomme, will ich sehen, ob ich mich in Ihnen verrechnet habe!"

Und dann rief sie ihn noch einmal zurück. „Herr Seidel! Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie gut

gegen die Frau sein wollen! Haben Sie wohl gesehen, daß der Junge gerade so eine dicke braune Locke über der Stirn hat, wie Sie selber?"

„Schwester? Nein! Ist das wahr?"

„Sehen Sie nur selbst zu. Und nun: Auf Wiedersehen, Herr Seidel, Gott sei mit Ihnen Allen!"

„Gottes Segen über Sie, Schwester!"

Die Thür fiel zu.

Nach Hause mochte er nicht; er hatte sich auch schon gewöhnt, seine Abende im „Verein" zuzubringen, wo man ihm seine schwarzen Gedanken am besten vertrieb.

Frieda hatte es nicht gern gesehen, daß er hinging, und er selbst sich auch nicht hingezogen gefühlt, denn sie plauderte tausendmal hübscher und fesselnder, wie alle diese „Haupthähne" des Vereins, die den Mund nie voll genug nehmen konnten.

Damals las er die Zeitungen nur unregelmäßig, verstand die „brennenden Fragen" nicht, um welche seine Kameraden sich mit heißen Köpfen stritten. Jetzt war das anders geworden. „Er bekehrt sich," sagten die Einen, „er wird vernünftig," nannten es die Anderen. Alle aber stimmten darin überein, daß der kein rechter Mann sei, der nicht seiner politischen Mannespflicht in Betreff der bevorstehenden Wahlen Genüge leiste.

Bis nach Mitternacht hatte Dietrich alle Reden angehört und Bier getrunken, obwohl der Arzt es ihm verboten. Sein Arm schmerzte sehr, als er zum Aufbruch sich erhob; der starke Tabaksrauch machte ihm ganz übel, ihm selbst hatte die Cigarre durchaus nicht schmecken wollen, der Kopf wirbelte ihm von all' den Schlagwörtern und Kernsprüchen. Eines aber ärgerte ihn schmählich, er hatte, als man vorhin für streikende Kameraden sammelte, nichts

geben können, keinen Pfennig im Portemonnaie gehabt, da er den letzten Groschen für das Bier gezahlt.

An sich wäre das keine Beschämung gewesen, aber das Unglück wollte, daß er sah, wie Schöngast den Anderen einen Wink gab, sie sollten ihn nicht drängen, und wie sich die Nächsitzenden dann heimlich anblickten mit mitleidigen Mienen.

Was hatten sie ihn zu bemitleiden?

Wußten sie, daß sein Weib Geld gehabt hatte, welches er ihr nicht gegeben? Wußten sie von seiner Schande?

Wild gährte es in ihm auf.

„Was guckst Du so?" fuhr er Schöngast wüthend an.

„Ich? Ich gucke gar nicht!" rief der betreten.

„Guckt doch die Katze den Kaiser an!" lachte ein Anderer dazu.

Aber um Dietrich's Besinnung war es geschehen. Keiner wußte, wie es zuging; er war mit einem wahnsinnigen Schrei zugesprungen und packte mit unerhörter Kraft Schöngast mit der gesunden Rechten und schleuderte ihn zu Boden. Des Unglücklichen Kopf schlug auf die Dielen, daß es schauerlich krachte.

Einen Moment standen Alle wie erstarrt, dann sprangen sie auf Dietrich zu, dem es wie Wahnsinn aus den Augen glühte. Sein Schoppenglas schlug er dem Ersten, der ihn anrührte, auf den Kopf; sie drangen tobend auf ihn ein, er wehrte sich mit dem einen gesunden Arm wie ein Rasender, aber nicht lange. Die Uebermacht siegte schnell; er lag auf der Erde, sie rissen ihn empor: „Hinaus mit ihm! Hinaus mit dem Kerl!"

Da klirrte es an der Thür, wie von Metall.

Die Polizei!

Wer sich flüchten konnte, machte, daß er fortkam, Dietrich wurde aber sofort in Gewahrsam genommen. Der völlig bewußtlose Schöngast mußte in's Kranken-

haus, man schickte nach einem Krankenkorb zur nahen Wachtstube.

„Das hast Du gethan?“ herrschte der Polizeilieutenant, der eilig gerufen worden war, Dietrich an.

„Ja!“ lautete die trotzige Antwort.

„Ei sieh! Noch geprahlt mit seiner Rohheit! Na, mein Bürschchen, wenn der da eingeht, so sind Dir Deine zehn Jahre sicher! Bei uns versteht man, solche Jungen, wie Du einer bist, schon zahm zu machen.“

Wie ein Sturzbad eisigen Wassers hatte Dietrich das Wort „eingeht“ berührt.

„Todt? Er stirbt doch nicht?“ hauchte er tonlos. Seine Züge veränderten sich im Nu.

„Wer sind Sie?“ fragte, ohne ihm zu antworten, der Polizeilieutenant.

„Ein unglücklicher Mensch!“ stöhnte Dietrich und sank neben Schöngast in die Kniee, befühlte ihn, tastetete nach seinem Herzen, legte das Ohr an seinen Mund. „Gott! Gott! Barmherziger Gott! Nur nicht todt!“ flüsterte er wie geistesabwesend dazu.

Unterdeß wurden die Zeugen aufgeschrieben, der Thatbestand festgestellt.

Einer der Männer, Schöngast's Nebenkamerad, äußerte: „Seidel ist ein grundbraver Kerl, aber er hatte Unglück über Unglück! Zuletzt auch mit seiner jungen Frau; die liegt nun schon seit sechs Wochen und man fragt alle Morgen: ‚Ist sie todt?‘ Das hat ihn wohl desperat gemacht.“

„Gibt ihm kein Recht, andere Leute todtzuschlagen!“ sagte der Polizeilieutenant.

Sein Mitleid war nicht so leicht mehr zu rühren, aber die Kameraden dachten doch plötzlich milder über Dietrich; sie wußten zum größten Theil, wie schwer das Unglück wiegt in den Wohnungen der Armen.

5.

„Du sollst nicht ohne Geld zu ihnen kommen, Mutter!“ sagte Vater Ellerdiek, wickelte ein Zwanzigmarkstück in Papier und steckte es ihr in das Portemonnaie.

„Eines nach dem anderen geht so hin!“ flüsterte er bedrückt.

„Und wenn wir's noch selber übrig hätten, Vater! Aber so geht es, die Alten müssen für den Unverstand und Leichtsinn der Jungen büßen!“ seufzte seine Frau. „Was brauchten die schon zu heirathen!“

„Na, Friederike, es ist nun 'mal gescheh'n. Nun mußt Du ihnen in dieser Noth keine Vorwürfe machen.“

„Ach, Vater, werd' ich das denn? Sie dauern mich nur so, der Dietrich noch mehr wie Frieda, denn er war immer ein kreuzbraver Junge.“

„Ja, ja, sie hatte viel von einer Eva an sich!“ meinte bedächtig der Mann.

„Na — Du ließest Dich darum auch so gern von ihr streicheln, Du alter Adam!“ neckte sie halb ärgerlich.

Nun war sie fertig, der Gatte brachte sie zur Bahn, nachdem er noch gefragt hatte: „Hast Du auch ein bischen was Nahrhaftes eingepackt, Mutter?“

Sie beruhigte ihn. Sommerwurst hatte sie, ihre allerbeste, ganz zart und weich. — —

Aber mit welchen Gefühlen sank sie auf einen Stuhl, als sie, von der barmherzigen Schwester empfangen, die Schreckenskunde des gestrigen Abends vernahm.

Wie konnte das nur möglich sein? Dietrich ein Todtschläger? Ein wüster Raufer? Er, der ihr gestern noch so verzweifelt geschrieben hatte?

Dann erst trat sie an das Bett der Kranken. Sie schlug die Hände zusammen vor dem Leidensbild.

Und plötzlich rührte sich die Kranke, öffnete langsam und schwer die Augen und flüsterte: „Trinken!“

Die Schwester reichte ihr das Glas. O, wie das gut that! Erstaunt sah Frieda sich das Getränk an. Gelbröthlicher schwerer Wein?

„Der Doktor hat ihn gebracht,“ sagte die Schwester mit milder, freundlicher Stimme.

Sie blickte auf. Und da erst gewahrte sie, es stand noch Jemand neben der Schwester.

Ein langsames Erkennen malte sich in den krankhaft-klaren, großen Augen, ein heller Freudenschein!

„Tante? Du? Du? O, Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ flüsterten die blassen Lippen.

Die alte Frau beugte sich über ihr Pflegekind, kniete am Bette nieder und Frieda schlang die mageren Arme um ihren Hals.

„Nun ist Alles, Alles gut!“ Damit war sie schon wieder eingeschlafen.

Sachte legte die Schwester sie bequem zurecht, und dann konnte Mutter Ellerdiek sich umschauen in der Wohnung.

War es das hier, was Frieda ihr in einem Briefe, den sie kurz nach der Hochzeit schrieb, geschildert? Dies ärmliche Hausgeräth? Und wo waren die Plüschmöbeln? In der Stube nebenan sah es wüst aus.

Die Hauswirthin sagte der erschrockenen Frau, sie seien weggeholt, nie bezahlt worden, Dietrich sei auch die Miethe schuldig.

„Und das Bett ist so schlecht!“ hatte sie verächtlich hinzugesetzt. Daran konnte man sich wahrlich nicht schadlos halten.

Traurig saß die alte Frau bei der Pflegerin, die das Kind versorgte.

„Das will ich Ihnen jetzt abnehmen,“ sagte Mutter Ellerdiek und blickte mit unendlichem Kummer auf das kleine Geschöpf.

„Denen gibt der Himmel nun ein Kind, und Vater und ich haben ihn so oft vergeblich darum gefleht," dachte sie hadernd.

Später meldete sich der Hunger bei ihr.

„Was essen Sie denn, Schwester?" fragte sie, da sie nirgend eine Anstalt zum Mittagessen sah.

„Ich bringe mir ein Butterbrod im Papier mit und Abends, wenn ich heim komme, erhalte ich zu essen," gab sie Auskunft. „Mich löst dann eine Mitschwester ab."

„Das geht ja aber gar nicht!" rief die alte erschrockene Frau, erhob sich und ging, die Küche zu revidiren. Alle Schränke leer.

Es dauerte eine ganze Weile, bis es ihr gelang, in den völlig fremden städtischen Verhältnissen sich zurecht zu finden.

Zu Hause machte jedes Nachbarkind gern einen Weg für sie, die Nachbarinnen halfen einander, wo immer es noth that; Jeder beobachtete die Fenster des Anderen und entdeckte bald, ob da Eines krank oder nicht gut zu Wege war.

Hier?! Niemand achtete auf sie. Ihr Versuch, in der Nachbarwohnung derselben Etage um Hilfe zu bitten, wohl auch nur eine Nachfrage zu halten, wurde kurz und kühl abgewiesen.

Glücklicherweise kam Elise, theils aus Neugier, um wegen des Todtschlags nachzufragen, der schon mit Dietrich's Namen durch die Zeitung lief, theils aus Anhänglichkeit an das kleine Kind.

Elise half ihr bereitwillig und machte sich sehr nützlich.

Aber wo sollte die alte Frau nun schlafen?

Schlafen? Sie wollte bei dem kranken Pflegekinde wachen, die Schwester mochte schlafen. — —

Am anderen Tage ließ die Mutter Ellerdiek sich auf die Polizei führen. Man schickte sie hierhin und dorthin,

sie hätte weinen mögen über die grausame Kürze, mit der sie überall eilig abgefertigt wurde, und über das Menschengewühl und Gewirr der großen Stadt, welches sie ganz krank machte.

Ein Glück nur, daß Vater ihr die zwanzig Mark gab!

Sie ließ nicht nach und endlich hatte sie es erreicht! Sie durfte zu ihm. Er sollte doch nicht ganz und gar verlassen sein.

Ach, wie sie ihn fand! Kaum wieder zu erkennen, mit verworrenem Haar, ganz entstellten Zügen, in denen die Verzweiflung und die Wuth sich malten.

Als er sie eintreten sah, brach er zusammen. Die Reue, die Angst um Schöngast, dieser verbitterte Kummer um Frieda, dabei doch wieder die Unmöglichkeit, daran zu glauben, Alles strömte er vor ihr aus.

Jetzt hatte sie — die Kinderlose — plötzlich einen Sohn. Da lag er vor ihr, den Kopf in ihren Schoß gedrückt. Mutterfreude war ihr nicht beschieden gewesen, aber Mutterschmerzen und mütterliches Erbarmen, das nicht richtet, nur liebt, das quoll in ihrem Herzen hoch auf.

Sie streichelte ihm leise über das dichte Haar und hörte ihn still an.

Dann sagte sie einfach: „Nein, Du, das glaub' ich nicht von ihr! Wenn sie ein böses Gewissen hätte, würde sie sich nicht so gefreut haben, als sie mich sah."

Das leuchtete auch ihm ein.

Aber woher kam das Geld? Die Frage wurde er nicht los.

Die alte Frau erschrak selbst bei den sich ihr aufdrängenden Gedanken; doch gab sie sich ihm durchaus voll Vertrauen und beruhigte ihn damit. —

Auf der Polizei hatte einer der Männer zu ihr gesagt: „Der Kerl muß einen wahren Ochsenschädel haben!" Das ließ darauf schließen, Schöngast lebte noch.

Vor Mutter Ellerdiek's klaren Augen kam Dietrich nun auch erst volle Klarheit über sich selbst.

Diese wüthende Gereiztheit der letzten Wochen, die Angst vor der Schande, ein ehrloses Weib zu haben, dann das Fortgehen von Schwester Benedikta, seine hilflose Vereinsamung, die Schmerzen am Arm, der nun durch seinen Angriff auf Schöngast von Neuem hatte geschient werden müssen und ihm große Pein machte.

So klagte er sich aus und viel schneller, als er's ahnte, mußte sie ihn wieder verlassen.

„Ach, kommen Sie wieder! Bringen Sie mir Bescheid, Mutter!" bat er beim Abschied.

Abermals ging eine Spanne Zeit hin.

Schöngast war nach längerem Krankenlager genesen, bis auf eine gewisse, sich verlierende Schwäche infolge der Gehirnerschütterung.

Dietrich kam deshalb und wegen der zur Anerkennung gebrachten mildernden Umstände mit einem halben Jahre davon.

Nur ein halbes Jahr! Wie viele qualvolle Tage und Nächte, wie viele endlos sich dehnende Stunden! O, diese namenlose Pein, gefangen zu sitzen!

Mutter Ellerdiek besuchte ihn nicht mehr. Sie war noch einmal, kurze Zeit nach seiner Aburtheilung, gekommen und hatte ihm erzählt, es ginge so nicht mehr, Vater hätte es ohne sie nicht ausgehalten, und die beiden Ziegen wären schier verkommen.

Nun sei der Alte, kurz entschlossen, selber da und wolle sie alle Drei haben, seine Rieke und die Genesende mit dem Kinde.

„Frieda und der Kleine sollen die Logirstube nach hinten heraus haben, wir können es einrichten, und was wär'

alles Christenthum, wenn wir es nicht an den Kranken und Schwachen beweisen wollten," sagte sie.

Ach, die guten, guten Leute! Und über ihre Güte hatten Frieda und er damals gespottet und sie mißbraucht mit Vorbedacht.

Er schämte sich, daß er kaum wagte, ihr die Hand zu drücken.

Dann fragte er nach Frieda.

Sie sei noch recht schwach, aber an Tisch und Stühlen sich haltend, versuchte sie zu gehen. Ihr fehle nur kräftigere Kost und gute Luft.

Und das Kind? Ach, an dem hätte sie so große Freude. Neulich hätten sie es taufen lassen, was immer noch versäumt sei, und Frieda hätte darauf bestanden, der Junge solle auch Dietrich heißen. Sie riefe ihn aber jetzt Diether.

Also sie hatte ihn doch noch lieb?

„Und was sagt sie von dem Gelde?"

„Nichts, denn wir fragen sie nicht darnach. Sie ist noch viel zu schwach, und wenn Gott ihr Herz nicht richtig lenkt, daß sie von selber davon anfängt, so lassen wir sie schweigen, bis sie ganz gesund ist."

„Aber wovon lebt ihr jetzt? Ich schlechter Kerl sitze hier und thue nichts für euch. O, es ist fürchterlich! Ich komme bis an meinen Tod nicht darüber weg, daß ich im Gefängniß gesessen habe!" rief er schaudernd und ganz blaß werdend.

Sie beruhigte ihn. Vater hätte Geld mitgebracht. Er ahnte nicht, daß es die beiden letzten Goldstücke waren, ebenso wenig, daß die beiden alten Leute sich kummervoll fragten, wovon sie zu Vieren leben sollten?

„Gott, der die Lilien auf dem Felde kleidet, wird uns nicht vergehen lassen!" hatte der kleine Meister mit fast patziger Bestimmtheit diese Frage bei Seite geschoben.

6.

Alles blühte und prangte in sommerlicher Herrlichkeit, als eines Morgens eine sehr blasse junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm, in Begleitung des Gefangenwärters durch die weitläufigen Gänge des Gefängnisses schritt.

Es war Frieda, welche durch die Vermittelung des den Ellerdieks wohlgesinnten Anstaltsgeistlichen, der früher in der kleinen Landstadt eine Stelle bekleidet hatte, ihren Mann heute wiedersehen sollte.

Die Kniee drohten ihr zu brechen, das Kind lag ihr bleischwer in den Armen, die entsetzten Augen sandten scheue Blicke umher.

„Nummer 284! Da wären wir! Und nun machen Sie mir nur kein Geschrei, in einer Viertelstunde hol' ich Sie ab."

Damit ließ der Mann sie eintreten in die enge Zelle.

Dietrich war von seinem Arbeitstisch aufgesprungen, wo er Düten klebte, und starrte ihr mit weit offenen Augen entgegen.

Sie durften sich schreiben, hatten aber diese Erlaubniß nur zu den kärglichsten Mittheilungen benutzt. Daß sie eines Tages kommen würde, wußte er also, nun war sie da.

Aber war sie es denn? Seine Frieda?

Erschrocken suchte er in dieser fremden, hageren Gestalt mit den eingesunkenen Schläfen und dem dünnen Haar sein Weib, sein hübsches, junges Weib zu erkennen.

Auch das Kind war ihm fremd geworden. Es versteckte scheu sein Gesicht vor ihm.

„Frieda!"

„Dietrich!"

Sie gaben sich die Hand, scheu und kalt; es stand zwischen ihnen das Gefängniß und Frieda's Schuld, die noch nicht einmal eingestanden war.

„Und das ist der Junge?“ sagte er. Heiß schoß ihm das Blut zum Kopfe.

„Das ist unser Diether! Gib dem Vater das Händchen!“

Das Kind verstand noch nichts von solcher Mahnung, es wandte sich scheu wieder ab.

Sie sank, bebend an allen Gliedern, auf seinen Stuhl. Die enge Zelle, der Gedanke an das Gefängniß erstickten sie, und die zurückgedrängten Thränen flossen wider ihren Willen.

„In zwei Monaten bin ich frei!“ sagte er. „Weine doch nicht so; ich habe doch nicht gestohlen. In der Wuth thut Einer 'mal, was er von sich selbst nicht gedacht hätte.“

„Ach, Dietrich — ach, Dietrich!“ Sie schluchzte krampfhaft.

„Ja, ich weiß wohl, ich bin ein elender Kerl, andere Leute müssen mir Weib und Kind ernähren!“ grollte er und wußte nicht, galt seine aufkochende Wuth ihm selbst oder ihr.

„Ellerdieks sind so gut! Ich soll Dich auch vielmals grüßen. Onkel meint, Du solltest hinkommen und sein Geschäft übernehmen. Du verständest ja was von den neuen Moden, sie sprechen in der Stadt, ob sie Elektrizität wollen. Da hättest Du gleich Arbeit!“

„So? Wer will mich denn schon? Einen Sträfling! Nach Amerika, das wird wohl das Beste für mich sein.“

„Dietrich!? Nach Amerika? Wir haben ja kein Geld zur Ueberfahrt. Nichts, nichts!“

„Ich kann als Heizer hinüber, da verdiene ich gleich noch 'was,“ sagte er hart und verbissen.

„Und ich? Das Kind? O, um Gott, Dietrich, Du willst uns verlassen?“

Zitternd, kaum gehaucht kam die Frage.

„Du wirst mich nicht entbehren, und einen Vater, der

gesessen hat — na, damit kann der Junge auch keinen Staat machen!"

„Dietrich! Sag' nein — sag' nein! Das willst Du nicht thun?" Sie stürzte vor ihm auf die Kniee.

Aber es war ihm eine wilde Lust, sie zu quälen und zu ängstigen.

„Du wirst schon wissen, zu Gelde zu kommen!" zischte er mit lodernden Augen ihr zu.

„Barmherziger Gott! Was denkst Du? O, Dietrich, schlag' mich todt, thu' mit mir, was Du willst, nur vergib es mir!"

„Was soll ich Dir vergeben, Weib?"

Sie griff nach seinen zu Fäusten geballten Händen.

„Ich will's bekennen," keuchte sie, „ich will es Dir sagen! Du magst dann weggehen nach drüben, denn gut kann es zwischen uns nie wieder werden. Du traust mir nie wieder!"

Er starrte sie sprachlos an, ihre umklammernden Hände wollte er abschütteln, wie im Ekel.

„Das Geld hab' ich Dir gestohlen, der fremde Herr brachte drei Hundertmarkscheine und ich gab Dir nur zwei davon, mit dem einen bezahlte ich die Schulden!"

Als ob ihm Schuppen von den Augen fielen, war ihm zu Muthe.

„Du? Ist das wahr?"

„Frag' den Herrn! Schreib' ihm! Wenn Du mir nicht glaubst! Er hat ja seine Karte dagelassen, daß Du in der Noth an ihn schreiben solltest."

„Frieda! Ist das wahrhaftig wahr?"

„Es ist wahrhaftig wahr! Was Anderes — Schlechteres —? O Dietrich, das konntest Du mir doch nicht zutrauen?"

Er nahm ihr das Kind ab, küßte und herzte es, als sähe er es jetzt erst; dann legte er es auf sein Lager und küßte sie.

„Und Du bist nicht böse?" fragten ihre Augen; ihr Mann blieb stumm.

Er faßte sich rasch; zu weich durfte sie ihn nicht sehen.

„Du hast uns in viel Unglück und Leid gebracht, Frieda!"

„Ich habe es bereut, Dietrich, und so schrecklich schwer gebüßt! Die Krankheit war Gottes Strafe! Vergib mir, mein lieber, armer Mann. Um meinetwillen bist Du ja hier!"

Weinend lagen sie einander in den Armen.

Der Schließer klirrte mit seinen Schlüsseln und trat ein.

„Ach, nur noch zehn Minuten!" bat die junge Frau mit flehend erhobenen Händen.

„Na — nur zu!" gab er gutmüthig nach.

Doch auch diese flogen allzu schnell dahin.

Schluchzend trennten sie sich.

So sehr hatten sie einander nie geliebt, wie heute.

7.

Auch noch einen anderen Besuch empfing Dietrich, kaum zwei Wochen später.

Sein alter Meister war es, Vater Ellerdiek.

„Höchstselbst!" lachte der Brave, als er das Erstaunen seines einstigen Lehrlings sah. „Höchstselbst!"

Und dann spreizte er sich, setzte seine dünnen Beine gravitätischer als je nach auswärts und warf den Kopf stolz in den Nacken.

So hatte Dietrich ihn nie gesehen.

„Das glaub' ich schon," sagte wichtig der Alte. „Alle Tage wird man auch nicht ein solches Geschäft machen! Meinen Garten hab' ich verkauft! — Zweitausend Mark theurer, als mir je geboten wurde! — Fünfhundert gleich als Handgeld bekommen — nun ist alle Noth zu Ende!"

„Den Garten? An die Eisenbahn, Meister?"

„J, werd' ich so dumm sein? Ich habe ihn an den Doktor Maurus verkauft, und der verkauft ihn an die Eisenbahn. Auf so etwas muß man erst kommen, mein Sohn! Die schachern und handeln und dingen, die Herren, daß Einem noch ein Stück Fell mit über die Ohren gezogen wird. Ich habe Glück gehabt! Alles hat so kommen sollen. Stell' Dir vor, als ich die Frieda und das Kind und unsere Mutter nach Hause haben will und fahre hierhin, da lerne ich im Wagen einen sehr angenehmen, verständigen Herrn kennen, der sich Doktor Maurus nennt. Wir reden so von Diesem und Dem, auch von der Eisenbahn und meinem Garten. Na, da hat der mir denn die Augen aufgeknöpft! Der kannte Alles und hat mich riesig gelobt, daß ich so schlau gewesen, nicht zuzuschlagen. — Und kurz und gut, er kommt dann vor einer Woche zufällig wieder zu uns, besucht mich und schlägt mir vor, ihm das Grundstück zu verkaufen. Ich denke, mich rührt der Schlag, als er sagt: ‚Und nun wollen wir, wie Ehrenmänner, ohne zu markten und zu feilschen, den Preis machen.‘ Und bietet mir ohne Weiteres zweitausend Mark mehr, als die Bahn. — Na, ob ich einschlug! Denn weißt Du, Dietrich — so nah mir's geht — die Noth zwingt mich; und nachher — wovon sollt ihr, Du und Frieda, einen Anfang machen?"

„Meister — Meister!" stammelte Dietrich ganz überwältigt.

„Na! Unser Ziehkind ist sie doch 'mal, und Mutter hat gesagt: ‚Der Dietrich ist mein Junge, behalte Du Deine Frieda!‘" — Der alte Mann lachte ganz glückstrahlend.

Dann erzählte er, daß Herr Doktor Maurus und er eben den Verkauf notariell gemacht hätten, und daß er nun nur noch für Mutter eine kleine Ueberraschung einkaufen wolle. Daß er auch daran dachte, Frieda zu be-

schenken, sagte er in seiner Bescheidenheit gar nicht. „Und mit dem Fünfuhr-Zuge geht's dann nach Hause. Ich bin jetzt ein gemachter Mann. Doktor Maurus meint, wir Beide sollten eine Lampenfabrik anlegen, Dietrich! Ueberleg' es Dir 'mal.“

Damit schied er und ließ den Gefangenen zurück in fiebernder Freiheitssehnsucht, mit tausend Plänen und sich kreuzenden Gedanken und guten Vorsätzen.

Bei Gott, er wollte es den alten Leuten lohnen, was sie an ihm und den Seinen thaten! Wie einen Sohn behandelten sie ihn; wie ein Sohn wollte er ihnen dienen und unterthan sein, so lange sie lebten!

Das Städtchen war schon wieder leer von Sommerfremden, die letzten Nachzügler reisten ab und in allen Häusern sorgten die fleißigen Hausfrauen dafür, die benutzten Räume und Geräthe wieder in Ordnung und Sauberkeit zu bringen, um dann bis zur nächsten Saison ihre „guten Stuben“ zuzuschließen.

Nur Mutter Ellerdiek konnte sich dem gewohnten Fleiß dieses Jahr nicht hingeben, wie sonst.

Ihr Mann machte ihr Sorge; er schlief nicht, er befand sich in einer seltsamen Unruhe, deren Ursache er nicht zu kennen behauptete, obwohl sie ihm ansah, er log. Er lief jeden Tag mehrere Male nach seinem ehemaligen Garten, als fürchte er, er verschwinde jetzt wirklich von der Erde.

Sie begriff dieses Gefühl so gut! Aber daß er, der sich stolz seines guten Handels gerühmt hatte, nun so weichmüthig sein würde, das überraschte sie doch.

Mit Schrecken sah sie, er wurde blaß und magerte ab. Was ging mit dem Vater vor?

Zum Glück nahm ihr Frieda alle häusliche Arbeit jetzt

ab. So zog sie sich also an und spazierte mit ihrem Manne hinaus nach seinem ehemaligen Garten.

Wahrhaftig! Da rissen sie schon die alte Hecke nieder, da fuhren sie auf Karren schon Steine heran, und dort — jeder Axthieb ging ihnen durch's Herz — schlugen zwei Männer die Obstbäume um.

Nun war's Thatsache! Nun war's soweit!

Zitternd setzten sie sich auf die Stufen des Gartenhäuschens.

„Ja, ja, das geht so in der Welt! Sie wird alle Tage alt und wieder jung. Sie sind wohl der einstige Besitzer?" sagte eine fette Stimme neben ihnen.

Um das Häuschen herum war ein wohlgenährter Herr in den vierziger Jahren, getreten, mit groben, energischen Zügen.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „die Ecke da bleibt; da will ich eine Kegelbahn errichten."

„Sie? Eine Ke—gel—bahn? Die Eisenbahn meinen Sie wohl?" fragten Mann und Frau durcheinander.

Der Fremde lachte. „Nein, ich meine genau das, was ich sage; mein neues Restaurant kommt hierher, und die alten Linden und Buchen sollen die Kegelbahn beschatten."

„Aber die Eisenbahn?" fragte ganz scheu der alte Ellerdiek.

„Die hat doch mit meinem Restaurant nichts zu thun? Der Bahnhof kommt gerade gegenüber; ich habe eine famose Lage für mein Restaurant!"

„Aber Herr Doktor Maurus sagte doch —"

„Doktor? Der ist so wenig ein Doktor, wie ich und Sie!"

„Er sagte doch, die Eisenbahn. — Er hat mir meinen Garten für die Eisenbahn abgekauft."

„Wie viel hat er Ihnen gegeben, wenn ich fragen darf?"

„Fünfhundert —"

„Nein, ich meine die Kaufsumme?" erklärte der Andere.

Ellerdiek nannte sie; immer mit ganz verwirrtem Gesichtsausdruck. Er konnte offenbar den Hergang nicht begreifen.

„Donnerwetter! So viel? Na, Sie machen Spaß, alter Herr!" fuhr der Andere herum und sah ihn groß an.

„Keineswegs. Es war allerdings ein guter Handel!" antwortete der Alte.

„Und ob es das war! Aber das versteh' der Kukuk! Wie kommt er dazu?"

„Er bot mir die Summe sofort, fünfhundet Mark Anzahlung. Er meinte, feilschen und schachern wollten wir als ehrliche Männer nicht."

„So? Das versteh' ich nicht!" murmelte der jetzige Besitzer des Grundstücks, dem es nun erst einfiel, daß sie sich einander nicht genannt hatten.

„Rohrschacht!" nannte er seinen Namen.

„Ellerdiek, Klempnermeister, Ihnen zu dienen;" erwiederte dieser nach alter Mode.

Dabei fiel ihm aber der Blick des Herrn Rohrschacht auf und ebenso seiner Frau, die plötzlich ganz erschreckt fragte: „Ist da was nicht in Ordnung, Herr!"

„O nein! O bewahre!"

„Ach Gott, es wird doch Alles seine Richtigkeit haben?" rief sie noch bestürzter.

„Nun, sehen Sie zu, daß Sie Ihr Geld kriegen, lieber Herr und Madame, weiter kann ich nichts sagen."

„Meine Ahnung!" murmelte Ellerdiek und wurde kreideweiß.

„Ahnung?" schrie die Frau auf.

„Kommen Sie 'mal mit, der Sache wollen wir doch gleich auf den Grund gehen!" sagte Herr Rohrschacht.

Indeß er rasch voranschritt, folgten sie ganz zitternd.

Ellerdiek schleppte sich nur mühsam weiter, seine Frau stützte ihn.

Sie gingen hinüber nach dem Platze, der eben zum dereinstigen Bahnhof abgesteckt wurde.

„Ist der Herr Baurath noch zu sprechen?" fragte Rohrschacht.

„Dort im Bauschuppen!" wies man sie seitwärts.

In dem eben erst über Mannshöhe aus dem Boden ragenden Neubau fanden sie einen alten Herrn inmitten mehrerer junger Beamten.

Er kannte Rohrschacht, brach bald ab, und dieser trug ihm den Fall vor.

„Da ist ein Betrug im Werke! Eine solche Summe! Weit über den Werth!"

„Hat er Ihnen Sicherheit gegeben?" fragte der Baurath Ellerdiek.

„Ja! Fünfhundert Mark!" sagte dieser einfältig, obwohl er selbst wußte, wie dumm die Antwort war. Er konnte aber keinen vernünftigen Gedanken fassen.

„Das Beste ist, Sie fahren gleich nach Berlin und wenden sich an einen tüchtigen Advokaten. Wenn noch 'was zu retten ist — dieser Maurus gilt für ein ganz unehrliches Subjekt. Zu beweisen ist ihm indessen bis jetzt nichts."

„Darf ich den Herrn Baurath auf diese Notiz aufmerksam machen?" trat einer der jungen Beamten, eine Zeitung in der Hand, näher.

Da stand's. Der Baurath las es vor:

„Es verlautet, der Gütermakler Maurus sei mit erheblichen veruntreuten Geldsummen flüchtig geworden. Die ‚Nordstädtische Baugesellschaft' soll schwere Einbuße dadurch erleiden."

Den Nachsatz hörte Ellerdiek nicht mehr. Mit einem Schrei sank er zu Boden.

Die Bestätigung des Unheils blieb nicht aus. Im Interesse der unglücklichen alten Leute hatten die Baubeamten telegraphische Erkundigungen eingezogen; auch Rohrschacht nahm lebhaften Antheil an der Klarstellung der Sachlage.

Maurus war seit vorgestern Abend unsichtbar, bedeutende Summen fehlten im Depot der Bauvereinskasse.

Was Ellerdiek betraf, so schien das Geschäft mit diesem ein sogenannter Gelegenheitskauf. Die schwatzhafte Offenheit des Alten mochte dazu den ersten Anlaß gegeben haben. Sobald Maurus sich im Besitz des Grundstücks sah, hatte er es zu einem durchaus angemessenen Preise an eine Vereinigung von Grundspekulanten gegen Bar überlassen.

In Anbetracht der größeren entwendeten Summen sei Ellerdiek's Verlust kaum der Rede werth, sagten die Leute.

Für ihn war es Alles!

Der Garten fort — aus der Welt! das Geld fort, von dem sie Alle leben mußten! „Mutter, wir müssen auch fort!" jammerte der alte Mann.

Ihm wurde sehr schlecht; dann verlor er zum zweiten Male das Bewußtsein, als eben Frieda mit dem Doktor, den sie geholt hatte, kam.

„Er ist sehr krank!" sagte dieser und gab Verhaltungsbefehle, vor Allem forderte er die höchste Stille.

Frieda trug ihr Kind in den Stall zu den Ziegen, dort setzte sie den kleinen Diether in seinen Wagen und sorgte, daß er nicht herausfallen konnte. Das Kind blickte dann stundenlang still auf die sich bewegenden Thiere, während die beiden Frauen die Kammer des Ehepaares zum Krankenzimmer umwandelten.

„Sei still, Tante, gräme Dich nicht, Dietrich und ich sind jung, wir arbeiten für euch mit, ich bin ja schon wieder ganz kräftig, und er kommt in diesen Tagen frei," tröstete Frieda die bitterlich Weinende.

Abends gegen zehn Uhr klopfte es sachte an das Fenster über des Meisters Werktisch.

Dietrich war's. Frieda errieth es sogleich.

Er hatte bei Tag nicht durch die Stadt gehen mögen, so war er erst mit dem Achtuhr-Zug gefahren.

Auf den ersten Blick vermißte er den Meister. Darüber verlor sein Wiedereintritt in den häuslichen Kreis das Schmerzliche und Peinvolle, sie hatten davon ohnehin schon genug.

„Wo ist der Vater? — Krank? Krank? Und ich hatte mich so auf ihn gefreut!" rief er mit unterdrückter Stimme. „Wohl sehr krank? Wie seht ihr aus? Er ist doch nicht todt? — Nein? — Aber unser Junge, Frieda? Lebt er? — Gott sei Dank! — Nein, laß ihn schlafen. — Sagt mir, was ist mit dem Meister?

Leise schlichen sie alle Drei an das Krankenbett.

„Er macht uns nicht viel Last! Bescheiden, wie sein ganzes Leben lang, liegt er auch jetzt da und fordert nichts," flüsterte seine Frau weinend.

Dietrich verstand nichts davon, aber so viel sah er doch, das war kein gesunder Schlaf; sondern der eines Schwerkranken, Bewußtlosen.

Trübe den Kopf schüttelnd, schlich er mit ihnen in die Stube zurück, und da erfuhr er denn das schreckliche Ereigniß und Alles, was sie in Erfahrung gebracht hatten.

Plötzlich sprang er auf. „Maurus? Nun weiß ich auch, warum mir der Name so bekannt vorkam!"

Sie fragten, was er denn meine?

„Das will ich euch sagen. Als ich hierher fuhr, gelüstete mich nicht nach Sprechen und Menschen. Ich hockte mich in eine Ecke nieder, vierter Klasse natürlich, und that, als schliefe ich. Neben mir saßen drei Männer und spielten Skat. Ihr Lachen und Auftrumpfen machte mich zuletzt ganz wild, sie hatten aber nicht Acht auf mich. Dann

sprachen sie leiser von einem Maurus. In der Zeitung stände es schon, sagte Einer. Und ein Anderer meinte: ‚Jungens, denkt an mich, das ist viel zu früh für den Maurus — den packen sie noch wieder.‘

‚Unsinn! Wer denkt an den kleinen holländischen Hafen?‘ sagte der Zweite, und der Dritte fügte hinzu: ‚Na — sie sind heutzutage verdammt smart! Und was das Schlimmste ist, Peter Frihling, der Falschspieler, ist gerade auch über —‘ Na, nun habe ich den Namen vergessen! Sie meinten, der wäre auch denselben Weg gegangen. Sie sagten noch, es läge drei Stunden von Amsterdam.“

„Wer ist da?“ fuhr Frieda erschreckt auf.

Der Doktor war's. Er sah sich überrascht den fremden Menschen an, den er bei den Frauen traf. Kannte er doch sonst Jeden hier in der Stadt.

„Herr Doktor! Mein Mann ist's; er ist heute frei gekommen. Sie wissen —?“ Frieda stammelte verlegen.

„Ah, ja! Ich hörte davon!“

Sein scharfer, strenger Blick maß Dietrich von oben bis unten.

„Was wollen Sie jetzt beginnen?“ fragte er ihn.

„Arbeiten! Beim Bahnbau komme ich ja wohl an. Verhungern können die alten Leute doch nicht! Natürlich, wo ich herkomme, das ist keine Empfehlung.“

Das klang verbissen und trotzig genug.

Der Doktor hörte aber das schönste Wort heraus.

„Also, Sie wollen für die alten Leute eintreten? Sind Sie verwandt mit ihnen?“

„Sie haben mich und meine Frau in der Noth auch nicht verlassen.“

„Brav! Das hör' ich gern. Ich werde Ihnen Arbeit zu verschaffen suchen. Kommen Sie morgen vor neun Uhr zu mir. Dann sprechen wir über das, was Sie leisten können.“

Damit trat er in die Kammer, wo Mutter Ellerdiek eben das aus der Küche geholte reine Waschwasser für ihn niedersetzte.

Die Untersuchung des Kranken war bald beendet.

„Legen Sie die ganze Nacht das Eis auf!“ befahl er noch.

Die alte Frau folgte ihm bis zur Hausthür.

„Ach, Herr Doktor, denken Sie doch, wie Alles kommen muß. Nun hat der Dietrich erfahren, der Maurus ist über Holland weg,“ flüsterte sie ihm dort, ganz erfüllt von ihrem Kummer, zu.

Der Arzt fragte nach, kehrte mit ihr in die Stube zurück und sagte dann erstaunt: „Mensch, und Sie haben nicht sofort Anzeige davon gemacht? An einer Stunde hängt vielleicht Alles für die Alten. Kommen Sie sofort mit! Ich bringe Sie zum Kreisrichter. —

Ist das ein unpraktisches, einfältiges Volk,“ schalt er ärgerlich in sich hinein.

Eine halbe Stunde später spielte schon der Telegraph nach allen kleinen und großen holländischen Häfen.

8.

Die ganze kleine Stadt nahm Theil an dem Unglück der alten Ellerdieks.

Gewiß! der Mann hatte unverzeihlich dumm gehandelt. Aber viel Klügere, als er, waren dem schlauen Maurus in's Garn gegangen.

Alle Bemühungen, seiner wieder habhaft zu werden, blieben erfolglos. Man fand indeß auch keinen Anhalt für seine Einschiffung in einem der holländischen Häfen. War er gar nicht fort gegangen? Oder hatte er absichtlich ein falsche Fährte hinterlassen? —

Die kernfeste Gesundheit des alten Ellerdiek ließ sich doch von dem harten Anstoß nicht völlig besiegen. Der

Kranke überwand den Schlaganfall; was er freilich vorher gewesen, wurde er nie wieder.

„Ach, wenn auch nicht! Wenn ich ihn nur habe! Ich will mir nichts zu viel werden lassen, wenn er mir nur erhalten bleibt!" lachte und weinte seine Alte, als der Doktor ihr die theilweise Genesung ihres Mannes versprach.

Wie er es vorausgesagt, so wurde es denn auch.

Der Meister verließ das Bett und schlich im Hause umher, setzte sich auch wohl an den Werktisch und hämmerte an einem Blechstück herum, brachte aber nie etwas fertig und merkte dies kaum.

Als es kälter wurde, verließ er seinen Stuhl am Ofen fast niemals, seine einzige Lebensfreude war das kleine Kind, mit dem er sich fortwährend beschäftigte.

„Mutter, wer hätte gedacht, daß wir je noch eines bekämen!" sagte er und bildete sich ein, es sei sein eigenes Kind.

In mancherlei Dingen war er dann wieder ganz klar und vernünftig, besonders was die Wartung des kleinen Diether betraf. Aber er bestand darauf, daß dem Jungen schöne Kleider gemacht werden.

„Mein Sohn soll nicht aussehen wie ein Bettelkind, dafür bin ich da!" kam dann wieder seine fixe Idee zu Tage.

Das ging jetzt Alles noch. Sie brauchten ihm nichts zu entziehen, dem alten Manne, denn sie hatten ja noch den Rest der unglücklichen fünfhundert Mark.

Aber er fühlte sich als ein reicher Mann. Der Doktor hatte Wein und kräftige Kost verordnet. Das gebratene Fleisch und der Wein gewährten ihm unsägliche Genugthuung, aber die Anderen sollten auch mit davon haben. Er wollte nicht den Selbstsüchtigen spielen.

Mit allerlei List mußten sie es dahin bringen, daß er zu einer früheren Stunde speiste wie sie.

Dabei wurde er sehr leicht zu heftigem Zorn gereizt, wenn man ihm widersprach.

Eines Tages hatte er sich die Schlüssel zum Schreibpult wieder angeeignet. Früher kamen sie allerdings nie aus seiner Tasche. Jetzt fand seine Frau ihn, wie er das vorhandene Geld nachzählte. „Siebenhundert! Achthundert! Zweitausend!“

Ganz freundlich und sanft ließ er sich von ihr zu Bett bringen. Die Schlüssel wollte er aber nicht wieder hergeben. Sie nahm sie ihm im Schlafe aus der Hand.

Als er aber dann erwachte, dachte er mit keinem Gedanken daran, vermißte sie auch nicht. —

Unterdessen hatte Dietrich Arbeit bei einer neuen Telegraphenanlage gefunden.

Treulich brachte er jede Mark nach Hause und lieferte sie in die Hände der Mutter ab.

Mit dem Wiedereinleben des jungen Ehepaares ging es nicht so leicht und schnell.

Sie wußten Beide nicht, wie es kam, daß sie einander nichts zu sagen hatten, sobald sie allein waren. Oder doch, sie wußten es, aber sie wagten kaum, es sich selber zu gestehen.

Bei ihr war es die stete Angst, er werde doch noch fortgehen nach Amerika, er habe keine rechte Liebe mehr, weil er ihr nie wieder Vertrauen schenken könne. Er dagegen fühlte eine nagende heimliche Eifersucht, er sei ihr zum Leben nicht mehr nöthig. Die Alten und das Kind nahmen alle ihre Gedanken in Anspruch.

Und da war es denn freilich schon vorgekommen, daß er ingrimmig gegen sie äußerte: „So Einer, der im Gefängniß gesteckt hat, der wird doch nie wieder ehrlich. Sag's nur! Du kannst darüber auch nicht weg, dann kann ich ja geh'n,“

Sie verstand ihn nicht, und ihre Thränen ärgerten ihn. — —

Da fand eines Tages Mutter Ellerdiek, die wieder einmal ein Goldstück wechseln wollte, um Portwein zu holen, das Beutelchen nicht, worin die noch vorhandenen Zwanzigmarkstücke, wohlversteckt in einer kleinen „Beilade“ — einem heimlichen Fache — sich befunden hatten.

Sie suchte mit immer angstvollerer Hast, sie fragte Frieda und Diether, ob sie den Vater am Schranke gesehen hätten. Dieser selbst blieb völlig unbefangen, obgleich sich, je länger das vergebliche Suchen währte, Allen der Gedanke aufdrängte, er habe es sich angeeignet.

Zitternd beschwor ihn seine Frau, ihr die Wahrheit zu sagen.

Er versicherte fest, er habe es nicht.

Das ganze Zimmer, die Kammer wurde ausgeräumt, vergebens!

Das Geld war fort, und nun trat das Aergste ein, die drei Anderen faßten gegenseitigen Verdacht.

Die alte Frau, die jetzt längst wußte, was damals zwischen Frieda und Dietrich vorgefallen war — ihre Pflegetochter hatte es ihr selbst bekannt, als sie vom Besuch ihres gefangenen Mannes zurückgekehrt war — die alte Frau konnte, wollte an eine Wiederholung solcher Sünde Frieda's nicht glauben. Sie wies jeden in ihr aufsteigenden Gedanken zurück — aber immer kamen sie wieder.

Dietrich ging es ebenso; auch er rang gegen den schrecklichen Argwohn.

Und Frieda? „Er will fort, er hat dazu das Geld genommen!“ flüsterte ihr ein böser Geist zu. Sie war wie verstört, ließ ihren Mann nicht aus den Augen, versteckte seine besten Stiefel, sein gutes Zeug. Aber sie hütete sich sorgfältig, sich ihre Angst merken zu lassen, aus

Furcht, ihn noch vorsichtiger zu machen und seine Flucht zu beschleunigen.

Keines von ihnen gestand dem Anderen diese schrecklichen Gedanken.

Sie thaten unbefangen, belauerten aber einander und merkten, daß sie sich beobachteten.

„Er hat's genommen. Wo mag er es hingesteckt haben?" sagte der Doktor unbefangen und rieth, den Alten zu überwachen, er werde vielleicht das Geld wieder hervornehmen, um es anderweit zu verstecken.

Wie sehr sie aber auch aufpaßten, er that nichts dergleichen; im Gegentheil, er ging an das Schreibpult und schalt, wo sie sein Geld hingethan hätten, wurde ganz wüthend, als sie es ihm nicht gaben.

Und nun trat der Winter früher als sonst und mit großer Strenge auf.

Es mußten Kohlen gekauft werden, Dietrich's Wochenverdienst reichte eben dazu hin.

Mit großen angstvollen Blicken sahen sie sich an. Jetzt stand die Noth vor der Thür.

Und dann keine Arbeit mehr, die Kälte war zu groß.

Dietrich lief von Einem zum Anderen — vergeblich, es war nirgends ein Platz für ihn offen.

Da wurde glücklicherweise die Stelle eines Kohlenfuhrmanns frei.

Er dankte Gott, nahm sie, verdiente aber das Nöthigste nicht einmal. Seine silberne Uhr verkaufte er zwei Wochen später an einen Kameraden, der ihm zwölf Mark bar dafür zahlte.

Nun konnte der Alte doch seinen Wein trinken.

Frieda ging zum Waschen und Scheuern aus, keine Arbeit war ihr zu hart und gering; aber auch keine Ausgabe für den alten Mann zu viel.

So schleppten sie sich mühsam von Tag zu Tag.

Dennoch fehlte es bald hier, bald da. Vier große Menschen zu ernähren, ist nicht leicht, und den beiden Alten sollte nichts abgehen, darüber waren Mann und Frau einig.

Nach und nach schlief in ihren Seelen der Argwohn ein.

Wer so hart um's tägliche Brod ringt, der hält kein gestohlenes Geld hinter der Hand. Die Ueberzeugung kam ihnen doch, und je bitterer die Kälte draußen war, um so leichter und wärmer wurde ihnen um's Herz.

Dazwischen hörte das Suchen nach dem verschwundenen Gelde nicht auf; aber sie fanden es nirgends.

Eine andere Sorge drängte sich Dietrich auf.

Die Lebensversicherung! Wenn er nicht rechtzeitig die Prämie zahlte, verfiel sie.

Die Geschichte mit den Plüschmöbeln steckte ihm, wie er sagte, noch in den Knochen. Das war ein theures Vergnügen gewesen!

So ging er kurz vor Weihnachten zu dem Agenten, ihm die Sache vorzustellen und sich Raths zu erholen.

Ja, freilich, das war eine üble Geschichte.

Der Agent hörte ihn freundlich, ja theilnehmend an und versicherte ihn dann, seine Direktion sei kulant, er werde ihr die Lage vorstellen. Mehr konnte er nicht thun. —

Weihnachten kam. Dietrich kaufte zwei rothe Wachslichter und setzte sie auf ein kleines Tannenbäumchen.

Das Bübchen freute sich jauchzend über die Lichter, daß sie zuletzt Alle mitlachten, und darüber auch eine Weihnachtsstimmung in ihre Herzen drang.

Und dann! Es kamen dem jungen Ehepaar durch das Fest auch zwei arbeitsfreie Ruhetage.

Ach, wie das wohl that! Ganz still saßen sie daheim, nur froh, im warmen Zimmer sein zu können und die müden Glieder auszuruhen.

Denn Beiden war diese Art Arbeit, zu welcher jetzt die Noth sie führte, völlig ungewohnt und darum doppelt schwer.

Zuweilen überlegte Dietrich, wenn er in Berlin in seinem Fach Arbeit fände, könnten sie es Alle besser haben. Er sprach auch einmal darüber zu den beiden Frauen, aber Frieda dachte mit solchem Entsetzen an die Verlassenheit in der großen Stadt, Mutter Ellerdiek rechnete ihm so schnell den Irrthum vor — hier wohnten sie wenigstens frei! — so kam er nicht darauf zurück.

Nach dem Feste setzte die Kälte von Neuem ein. Seit vielen Jahren hatte es keinen so strengen Winter gegeben; Dietrich und Frieda arbeiteten rastlos, aber nach und nach wurde die Last des Lebens Beiden doch fast zu schwer.

Heimlich verkauften sie einzelne Stücke von ihrem guten Zeuge, wenn der Verdienst nicht langen wollte. Mutter erfuhr nichts davon, sie waren feinfühlig genug, der alten Frau jeden Kummer dieser Art zu ersparen.

Endlich brachte der Februar Thauwetter!

Wie erlöst fühlten sich die Menschen, und vor Allen die Armen.

Der Baurath war Dietrich begegnet und hatte ihn gefragt, ob er Lust habe, als Gehilfe bei der Elektrizitätsanstalt einzutreten. Sie brauchten einen geschickten Menschen dort.

Das Lob freute den jungen Mann fast mehr, als die schöne Aussicht auf guten Verdienst in seinem Fach.

Die Kohlenfahrerei hatte immer wie eine halbe Demüthigung auf ihm gelastet.

Als er in glücklichster Stimmung in's Haus und in die Stube trat, fand er den Alten und seinen kleinen Diether allein, und wer beschreibt sein jubelndes Erstaunen, als er sah, wie Beide mit zwei Goldstücken spielten.

Wo die herkamen, lagen auch wohl die anderen.

Er war klug genug, sich nicht das Geringste merken zu lassen, und richtig, der Alte nickte ihm pfiffig und vertraulich zu und schob das Geld dann unter die Eisenblechplatte, die vor dem Ofen auf die Dielen genagelt war.

Dietrich half dem armen Alten sogar, die Goldstücke darunter zu schieben, was diesem mit seinen steifen Fingern nicht gleich gelingen wollte.

Dafür zeigte Vater ihm aber auch mit der Miene eines Wohlthäters, daß die etwa fußhohe Holzbekleidung der Wände sich an der einen Stelle gelöst hatte, und obwohl Ellerdieck mit keiner Silbe andeutete, daß auch dies Versteck einen Theil des Geldes aufgenommen, so errieth Dietrich es an seinen Mienen doch gleich.

Diese merkwürdige Dummschlauheit!

Dabei sprach der Alte harmlos von dem Kinde und erzählte dessen Großthaten mit triumphirender Miene.

Dietrich's Herz schlug laut vor Aufregung und der halben Angst, sich zu täuschen. Er wagte den Alten nicht zu verlassen, bis Mutter kam, aber mehr und mehr erfüllte ihn das Gefühl einer großen Erleichterung und demüthiger Abbitte gegen Frieda.

Die Meisterin hatte geweint, er sah es sofort, und bei Seite gab sie ihm bedrückt auf seine Frage nach der Ursache ihrer Thränen Auskunft.

„Ihr Kinder arbeitet Beide so fleißig und quält euch, aber ihr werdet nie auf einen grünen Zweig kommen, weil Vater und ich an euch hängen bleiben müssen! Denn wo sollen wir hin, Dietrich, Du armer, guter Junge?"

„Mutter!" sagte er einfach — nur das eine Wort und mit liebevollem Vorwurf. Sie küßte ihn mit überströmenden Augen.

Als Vater gegessen hatte und zum Nachmittagsschläfchen im Bette lag, nahmen sie die Untersuchung vor und

fanden mehr als die Hälfte des Geldes, der Rest blieb einstweilen noch verschwunden. Aber wie glücklich waren sie! —

Als Frieda an diesem Abend — es war längst dunkel geworden — aus der Arbeit kam, stand zum ersten Male Dietrich ihrer wartend vor der Thür, und ehe er irgend ein Wort zur Aufklärung für die Erstaunte hatte, umarmte er sie und flüsterte erregt: „Es kann doch noch Alles gut mit uns werden, Frau, wenn Du nur willst."

„Was, Dietrich? Was soll ich wollen?"

„Mir wieder ganz gut sein, Frieda, so gut wie zuerst. Vergiß Alles, was dazwischen liegt!"

„O Dietrich! Dietrich! Ich sollte Dir das vorhalten? Hast Du mir denn vergeben?" flüsterte sie und schmiegte sich zärtlich an ihn.

9.

In diesen Tagen — Dietrich hatte die Stelle in der Elektrizitätsanstalt bekommen — ging er eben zur Arbeit, als er um eine Ecke biegend vor Schöngast stand.

Sie stutzten Beide, sahen sich herausfordernd und doch scheu an und wußten nicht, sollten sie Feind oder Freund miteinander sein.

Schöngast fand das erste Wort: „Du bist ja auch in der Werkstatt bei der Elektrizität; ich habe Dich gestern wohl gesehen."

„Du auch?" fragte Dietrich überrascht.

Das Eis war gebrochen.

„Du hast mich damals schön zugerichtet, Seidel!" grollte Schöngast; aber es klang doch nicht zornig.

„Na, aber meine Reue nachher! Und meine Strafe habe ich ja denn auch richtig absitzen müssen. Wenn Du kannst, laß uns nur wieder gute Freunde sein."

„Das bin ich zufrieden; warum thatest Du es aber? Ich bin mir keiner Ursache bewußt."

„Warum ich's that?" Und nun sprach Dietrich sich offen über seine damalige Stimmung aus, erzählte dann, wie ihn ein Unglück nach dem andern getroffen, und daß er jetzt für sich und vier andere Mäuler zu sorgen habe.

Darüber kamen sie auf Ellerdiek's Mißgeschick.

„Den Maurus, den kenn' ich," sagte Schöngast, „obwohl er sich für Unsereinen viel zu groß dünkte. Der hatte eine Verwandte in demselben Hause, wo ich wohnte, und bei der hat er heimlich wochenlang gesessen! Mich geht's ja nichts an; was Dich nicht juckt, das kratze nicht, dacht' ich; hab' ihn da Tag für Tag am Fenster sitzen seh'n, sie wohnte nach dem Lichthofe zu, und ich auch. Der Kerl that den ganzen Tag nichts, langweilte sich schrecklich. Vielleicht war er auch krank? Nachher war er auf einmal weg."

„Wann war denn das?" fragte Dietrich eifrig.

Schöngast besann sich und gab dann die Zeit bestimmt an. Damals hatte man Maurus längst glücklich entwischt geglaubt.

Die Sache gab Dietrich viel zu denken. Eine innere Unruhe quälte ihn bis zur Pein.

Wie, wenn der Kerl sich noch irgendwo in Deutschland, am Ende gar in Berlin, herumtriebe?

Da er aber durch den Mißerfolg der Nachforschungen in Holland sich sehr enttäuscht gefühlt hatte, so scheute er sich, abermals Schritte in der Richtung zu thun.

Die nächste Nacht wälzte er sich schlaflos in seinem Bette; ihm war, als riefe ihm eine Stimme zu: „Jetzt habt ihr ihn, eile Dich, zeige an, was Du weißt!"

Urlaub konnte er nicht fordern: glücklicherweise war der aufsteigende Tag ein Sonnabend. Sie wurden früher als an den übrigen Tagen entlassen.

Eine Stunde später war er auf der Bahn nach Berlin, zu Hause hatte er nichts gesagt, als er müsse für den Direktor hinfahren und Lampen abnehmen.

„Sie haben vorsichtig und klug gehandelt!" lobte der Kriminalpolizist ihn, dem er die Anzeige machte, und brachte ihn sofort zu seinem Vorgesetzten, dem Dietrich seine Angaben genau wiederholte.

Er wurde dann noch vielerlei gefragt, auch ob Schöngast ein verläßlicher Mann sei, was er bejahte, und nachdem man seine Aussagen zu Protokoll genommen, entlassen.

Spät in der Nacht fuhr er wieder heim, fest entschlossen, den Frauen nichts mitzutheilen, um ihnen die Aufregung zu ersparen, die ihn ganz erfüllte.

Sie ahnten auch nicht das Mindeste von seiner tiefen Unruhe.

Seit sie einen Theil des Geldes wieder hatten, zweifelten sie nicht, auch den Rest zu finden, und das gab der Stimmung zwischen ihnen eine so ganz andere Richtung, daß Frieda jetzt erst zu fühlen begann, auch die Pflegemutter habe ihr nicht ganz getraut.

Die junge Frau weinte bitterlich darüber; als ihr die Alte aber liebevoll zusprach, richtete sie sich wieder auf. Sie mußte eben auch dies schmerzliche Mißtrauen als Strafe ansehen.

Von der Frieda, welche einst — so gar lange war's noch nicht einmal! — kam, die dumme Gutmüthigkeit der Pflegeeltern auszubeuten, war nichts mehr übrig, als eine demüthige Tochter, der die Anlehnung an die alte Frau zur höchsten Wohlthat wurde.

— — — — — — — — — — — — —

Inzwischen zog der Frühling leise in's Land, dem rauhen Winter folgte ein köstlicher Lenz.

Jetzt war das Waschen und Scheuern, das in der grausamen Kälte Frieda so hart fiel, beinahe schon eine Lust.

Mann und Frau verdienten auch jetzt mehr, besonders der Erstere konnte mit einer gewissen Ruhe seinen Weg

gehen. Man ließ ihn fühlen, daß man seine Tüchtigkeit erkannte; mit eifriger Strebsamkeit vertiefte er sich in das Erlernen immer höherer Aufgaben.

So wurde es Mai.

Der Vater hatte zum ersten Male mit dem kleinen Diether auf der Bank vor der Thür gesessen. Das Kind trippelte um ihn herum, und er hatte seine Freude daran.

Offenbar erholte er sich in letzter Zeit körperlich wieder, und auch in seinen Gedanken gab sich mehr Klarheit kund.

Die Sonne schien hell und warm, dem Alten wurde es seit langer Zeit wieder einmal wohl um's Herz; er begann, das Kind an der Hand, auf dem Bürgersteig entlang zu gehen, sehr langsam, aber zur beiderseitigen großen Freude der ungleichen Wanderer.

Mutter nickte ihnen vergnügt zu, als sie in die Thür trat, nach ihnen auszuschauen, und kehrte dann beruhigt zu ihrer Hausarbeit zurück.

Als Dietrich bald darauf nach Hause kam und seine erste Frage, wie immer, dem Jungen galt, entdeckten sie zu ihrer Bestürzung, daß der Alte mit dem Kinde verschwunden war.

Ein Nachbar rief ihnen zu und zeigte die Richtung; es war des Alten einst so lieb gewohnter Weg nach seinem Garten.

Und richtig, da saß er im Schatten seiner lieben alten, kaum belaubten Bäume, selig lächelnd und dem Kinde vorplaudernd, wie seine Eltern diese Bäume schon gepflanzt hätten.

Das große Restaurant war nicht weiter gebaut worden, als bis an die ersten Fenster, die Kegelbahn noch gar nicht angelegt, das Unternehmen war im Entstehen verkracht.

Den alten Ellerdiek berührten alle diese wüsten Steinhaufen und die Zerstörung rings umher so wenig, als wären sie überhaupt nicht da.

Er hatte seinen gesunden Arm liebevoll um einen der alten Stämme geschlungen und rief Dietrich und seiner keuchend diesem nachfolgenden Frau fröhlich zu: „Ich habe ihn wieder, unseren Garten!"

Sie ließen ihn dabei und führten ihn freundlich nach Hause; unterwegs aber kam ihnen der Briefbote entgegen und händigte Dietrich ein amtliches Schreiben ein:

„Wir theilen Ihnen mit, daß die Spur, welche Sie uns gegeben, zur Verhaftung des p. p. Maurus geführt hat. Briefe, die wir bei der Frau Krauer vorfanden, bewiesen seinen Aufenthalt in Egypten, wo er inzwischen verhaftet und das noch vorhandene Geld beschlagnahmt ist. Ein anderer Theil der unterschlagenen Summen fand sich in dem Gewahrsam der Frau Krauer, es ist wohl anzunehmen, daß Maurus nur das zu seinem Unterhalt Nöthige davon verausgabte und mit dem restlichen Kapital sich an einem egyptischen Fabrikunternehmen zu betheiligen dachte.

Den auf die Verhaftung des Mannes gesetzten Preis erkennt die Behörde Ihnen zum größeren Theile zu. Betreffs des Ellerdiek'schen Kapitals haben Sie weitere Maßnahmen zu veranlassen." . . .

Vater Ellerdiek verstand nichts von dem Inhalt dieses Schreibens, selbst der Name Maurus berührte ihn nicht, so sehr war seine ganze Seele erfüllt von dem Glück, seinen Garten wieder zu haben.

Die alte Frau aber weinte heiße Thränen und wußte selbst kaum, war es der Schmerz oder die Freude, die sie ihr auspreßten.

Dietrich's erster Weg war zu Schöngast, dem er die wichtige Entdeckung verdankte, und der auch nicht zu stolz war, den Preis mit ihm zu theilen.

„Nun seh' ich erst, was für ein ehrlicher Kamerad Du

bist," rühmte ihn Schöngast fröhlich, und derselben Meinung waren sämmtliche Mitarbeiter der Fabrik.

Die ganze Summe, um die Maurus den alten Ellerdick betrogen, erhielten sie zwar nicht wieder, aber immerhin ein für ihre Verhältnisse nicht unbeträchtliches Kapital, dessen Zinsen den beiden bescheidenen Alten ein sorgenloses Leben bei ihren Kindern und in dem gewohnten Geleise möglich machte.

Frieda hat längst der Mutter jede Arbeit aus der Hand genommen. Sie geht nicht mehr zum Waschen aus, der Haushalt und ihre zwei Kinder geben ihr genug zu thun, denn der Alte ist arg hinfällig geworden, seine Frau wartet und pflegt ihn wie ein kleines Kind.

Frieda Seidel ist jetzt eine freundliche, stille Frau, die nicht viel hinaussieht über den Kreis ihrer Familie und ihrer Tagespflichten; ihre junge Ehe hat ihr schwere Stürme gebracht, sie will nichts, als das Schifflein ihres Glückes fortan richtig steuern.





Meißener Porzellan.

Ein kunstgewerbliches Kapitel. Von **Hermann Brink.**

Mit 19 Illustrationen.

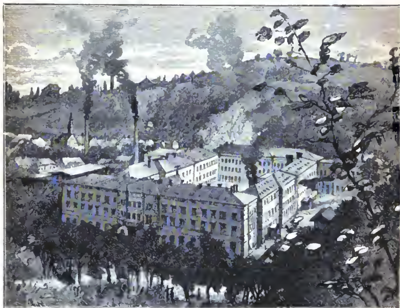
(Nachdruck verboten.)

In dem pompös ausgestatteten „Porzellanhofe" der deutschen Abtheilung in der Chicagoer Industriehalle war neben der Spezialausstellung der Berliner königlichen Porzellanmanufaktur die königlich sächsische Porzellanmanufaktur in Meißen in besonders hervorragender Weise vertreten.

Beide Kollektionen sind viel bewundert und auch beide mit einem Preise gekrönt worden, doch ist es nicht unsere Absicht, die Erzeugnisse beider zu vergleichen, sondern wir wollen nur daran erinnern, daß die sächsische Manufaktur auch zugleich die älteste Fabrik der werthvollsten keramischen Masse, welche man kennt, in ganz Europa ist. Man nennt sie noch immer die Meißener Manufaktur und ihre Fabrikate „Meißener Porzellan", obwohl das Etablissement sich seit 1860 nicht mehr in der Albrechtsburg zu Meißen befindet, sondern in das nahe Triebischthal verlegt worden ist.

Das Meißener Porzellan ist aber einmal weltberühmt und wird, auch wenn man es jetzt an einem anderen Orte erzeugt, doch immer den Namen behalten, der an den Ort erinnert, wo im Jahre 1710 die erste europäische Porzellanfabrik eingerichtet wurde.

Die ersten Versuche, das beliebte und kostbare chinesische Porzellan nachzuahmen und dabei die nutzbaren Mineralien des Sachsenlandes industriell zu verwerthen, sind dem seiner Zeit berühmten sächsischen Optiker und Chemiker Ehrenfried Walter Grafen v. Tschirnhausen zu danken, der dann den genialen Abenteurer Böttger auf dies



Die königlich sächsische Porzellanmanufaktur im Triebischthal.

Problem brachte und ihm seine Vorarbeiten zur Benutzung überwies.

Johann Friedrich Böttger, geboren am 4. Februar 1682 zu Schleiz, war zuerst Apothekerlehrling in Berlin, studirte Chemie und Alchemie, und gab vor, das Geheimniß des Goldmachens zu besitzen. König Friedrich I. von Preußen, der bei seiner Neigung zu Prunk und Aufwand einen solchen Adepten sehr gut hätte brauchen können, wollte sich seiner Person versichern, aber Böttger flüchtete 1701

nach der damals noch sächsischen Festung Wittenberg und rief den Schutz des nicht minder goldbedürftigen August II. von Sachsen an. Dieser ließ ihn, nachdem er versprochen hatte, sein Geheimniß Sachsen zu offenbaren, nach Dresden bringen und ihm dort ein Laboratorium einrichten. Böttger ward zwar auf's Beste verpflegt, aber doch als Staatsgefangener gehalten, bis er seine Kunst enthüllt haben würde. Da er das natürlich nicht vermochte, so wurde der König, nachdem große Summen zu allerlei nutzlosen Versuchen daraufgegangen waren, endlich mißtrauisch, und drohte Böttger hängen zu lassen, wenn er seine Versprechungen nicht erfülle.

In dieser Noth brachte ihn Tschirnhausen auf den Gedanken, die von ihm selbst vergeblich angestrebte Herstellung des Porzellans zu versuchen, das damals nur aus China und Japan zu enormen Preisen zu beziehen war.

Das Glück war dem Abenteurer hold: es gelang ihm in der That bald, aus einem Thon der Meißener Gegend ein vortreffliches Porzellan herzustellen, das jedoch noch von braunrother Farbe war. Das echte weiße Porzellan zu fertigen, gelang ihm nach einigen Jahren aber ebenfalls, nachdem ihn ein Zufall auf das mineralische Pudermehl von Aue bei Schneeberg, eine sehr reine Porzellanerde, aufmerksam gemacht hatte.

Böttger suchte jetzt mit allem Eifer die Erfindung zu vervollkommnen und ward zum Administrator der 1710 in der Meißener Albrechtsburg errichteten Fabrik ernannt, starb aber schon am 13. März 1719 infolge seines ausschweifenden Lebens.

In der ersten Zeit waren es hauptsächlich chinesische Muster, welche die Meißener Manufaktur nachzuahmen suchte; sie erreichte darin auch bald eine solche Meisterschaft, daß Kenner in Zweifel gerathen konnten, ob dem Original oder der Kopie der Vorzug zu geben sei. Als

jedoch in Dresden der Rokokostyl aufkam und namentlich durch das Genie des ausgezeichneten Architekten Pöppelmann zu hoher Blüthe gebracht wurde, übertrugen ihn



Johann Friedrich Böttger.

der Maler Hörold und der Bildhauer Kändler, die nach Böttger's Tode die Hauptleiter der Fabrik wurden, auch auf die Porzellanerzeugung. Durch diese Künstler und ihre Mitarbeiter gelang es erst, die großen Vorzüge auszunutzen, die das Meißener Porzellan selbst vor dem chi-

nesischen voraus hat, nämlich seine Dauerhaftigkeit, Härte und Billigkeit, und ihm durch die geschickte Verwendung der Rokoko- und Barockformen einen eigenthümlichen Styl zu geben, der es unter dem Namen „Vieux-Saxe“ weltberühmt gemacht hat.

Kändler wirkte an der Anstalt von 1731 bis 1775, wodurch die Entwickelung dieses Styles und die Bildung einer bis zur Gegenwart fortwirkenden Tradition sehr begünstigt wurde. Bezeichnend für die Ornamentation des „Vieux-Saxe“ ist besonders die häufige Verwendung von Vögeln, Drachen, Eidechsen und Blumen, sowie das sogenannte Zwiebelmuster. Gleich der Barock- und Rokokoarchitektur ging auch diese Gefäßbildnerei in erster Linie auf malerisch pikante Wirkungen aus, welche durch die in allen Farben schillernde, selten tiefe, aber immer reizende Färbung gehoben wurden. So entstanden jene mannigfaltigen Prunkgefäße, Porzellanschalen, Leuchter, Uhrgehäuse, sowie die rein plastischen Büsten, Statuetten, Blumen- und Thiergruppen, welche in ihrer Art einzig und unübertrefflich sind und heute mit viel höheren Preisen bezahlt werden, als zur Zeit ihrer Erzeugung.

Im siebenjährigen Kriege ging die Meißener Manufaktur fast völlig zu Grunde, hob sich dann aber wieder rasch, zumal seit im Jahre 1774 die obere Leitung Graf Marcolini übernommen hatte, wobei das technische Verdienst wohl in erster Linie dem Hofmaler Dietrich und dem Arkanisten Holzwig zuzuschreiben ist. Die langen Kriege zu Ende des vorigen und im Beginn unseres Jahrhunderts ließen den auswärtigen Absatz fast ganz stocken, auch die alte Kunstfertigkeit schwand, und die Fabrik wurde von ihren zahlreichen Konkurrenten gänzlich überholt. Diesem beklagenswerthen Rückgange ist in den beiden letzten Jahrzehnten ein um so energischerer Aufschwung gefolgt. Man hat den Rokokostyl und die alte Technik wieder auf-



Uhrgehäuse aus Meißener Porzellan.

genommen, sich dabei aber alle neueren Verbesserungen der Fabrikation zu Nutze gemacht, und heute steht die Meißener Manufaktur an Güte des Materials, wie was die künstlerische Ausführung, die Vollendung der Form, der Malerei und Vergoldung betrifft, wieder mit in erster Reihe.

Ein Gang durch die Haupträume des gegenwärtig — wie schon erwähnt — nach dem Triebischthale übergesiedelten großartigen Etablissements, das gegen 800 Ar-



Prunkgefäß aus Meißener Porzellan.

beiter beschäftigt, soll uns mit dem heutigen Stande der Porzellanfabrikation bekannt machen.

Die Vorarbeiten für die Herstellung von Hartporzellan erfolgen im Laboratorium, denn zur Erzeugung dieser milchweißen, etwas durchscheinenden und mit einer ganz durchsichtigen Glasur bedeckten Masse müssen gar vielerlei Stoffe miteinander in genau vorgeschriebenem Verhältniß und von ganz genau vorher festzustellender Beschaffenheit verbunden werden.

Die beiden Grundstoffe sind Kaolin, reine weiße Por-

zellanerde, und Feldspath, ein durch ausgezeichnete Krystallisirbarkeit sich auszeichnendes Mineral, wozu dann als dritter Bestandtheil noch ein anderes Mineral, die Kieselerde oder der Quarz tritt. Der Quarz dient weiterhin auch zur Zusammensetzung der Glasur, als deren Nebenbestandtheile auch wohl noch gestoßenes Glas, Soda, Pottasche, Kochsalz, Gyps, Borax u. s. w. benutzt werden. In der hohen Temperatur des Brennofens bildet sich aus diesen Bestandtheilen schließlich eine sehr gleichmäßige, innig vereinte Masse. Um diese aber genau in der gewünschten Beschaffenheit herzustellen, muß man natürlich die qualitative wie quantitative Zusammensetzung aller zu verwendenden Mineralien genau kennen, und dazu dienen eben die Analysen und sonstigen Arbeiten in dem mit allen erforderlichen Werkzeugen und Apparaten ausgestatteten Laboratorium.



Porzellanschale mit Fuß.

Die vorhin genannten Rohstoffe bedürfen aber auch einer vorherigen sorgfältigen Zubereitung, bevor man sie vermischen darf. Sie müssen erst durch Stampfen, Mahlen zwischen Steinen und Schlämmen mit Wasser in ein ganz feines Pulver verwandelt werden. Beim Schlämmen be-



Das Laboratorium.

dient man sich großer, in Absätzen übereinander stehender Schlammbottiche, die je in verschiedenen Abständen Löcher haben. Das gepulverte Material kommt in die obersten Bottiche, wird durch fortwährend zuströmendes Wasser aufgeweicht und ausgewaschen und durch anhaltendes Rühren in eine gleichmäßige dünne Milch verwandelt.

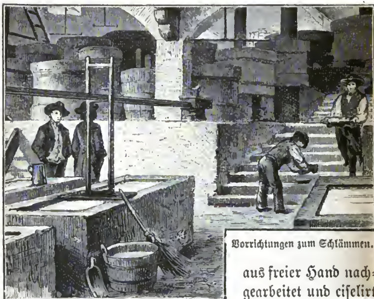


Das Mischen der geschlämmten Erde.

Die Milch fließt nun in demselben Maße, wie oben frisches Wasser zuströmt, stufenweise in die tiefer stehenden Bottiche, in denen sich das Pulver nach dem Grade der Feinheit als zarter Schlamm absetzt. Dieser wird in anderen Apparaten nach dem vorgeschriebenen Verhältnisse gemischt und so weit entwässert, daß er noch feucht genug bleibt, um Ballen daraus formen zu können, die in Kellern eine Zeitlang gähren oder „faulen“ müssen.

Die Masse erleidet dadurch eine eigenthümliche Ver-

änderung, deren Ursache noch nicht festgestellt ist. Sie wird nach dem Faulen zerschnitten und auf's Neue zu Ballen geknetet, aus denen nun die verschiedenen Gegenstände auf der Töpfer- oder Drehscheibe, sowie mit Hilfe besonderer Formen hergestellt werden. Hohle Körper formt man in zwei Hälften, die dann mit Töpferleim zusammengekittet werden. Büsten, Statuen u. s. w. müssen immer



Vorrichtungen zum Schlämmen.

aus freier Hand nachgearbeitet und ciselirt werden, sobald sie lufttrocken sind. Bei durchbrochenen Gegenständen schneidet man mitunter die Durchbrechungen mit freier Hand aus dem Massiven. Vertiefte Ornamente werden eingedrückt, erhabene entweder gleich mitgeformt, oder auch, wie Henkel und dergleichen, für sich hergestellt und mit Töpferleim angekittet.

Gegenstände, die keinen kreisförmigen Querschnitt haben, oder eine besonders komplizirte Gestalt besitzen, werden in Formen hergestellt. Letztere sind meist aus Gyps, der der Porzellanmasse so viel Wasser entzieht, daß sie sich nach

dem Herausnehmen aus der Form nicht mehr verbiegt. Ist die Form zweitheilig, so legt man zuletzt beide Hälften aufeinander und vereinigt so die beiden Thonmassen. Oft wird auch breiartige Porzellanmasse in poröse Formen gegossen,





Der Former- und Drehersaal. — Dreher bei der Arbeit.



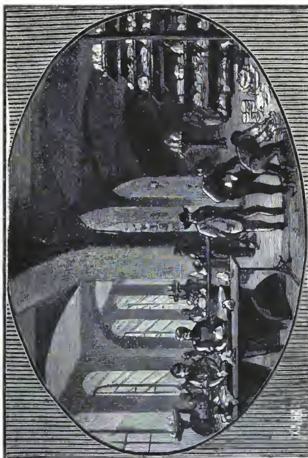
Formen zum Pressen.

die Wasser absorbiren und sich dadurch mit einer Schicht von festerer Masse bekleiden. Man gießt alsdann das flüssig Gebliebene ab und füllt wiederholt neue Masse ein, bis eine genügende Wandstärke erzielt ist. Henkel und Verzierungen werden dann nachher angesetzt.



Der Bossiersaal.

Teller und Schüsseln macht man aus dünnen Platten, die aus der Thonmasse mittelst einer Holzwalze geformt werden; man schlägt sie über eine auf der Drehscheibe be-



Die Glasurstube.

findliche Form, die das Innere bildet, und dreht die äußere Form mit einer Schablone ab. Die Masse bleibt aber so lange auf der Unterlage, bis sie lufttrocken ist und sich nicht mehr verziehen kann.

Für die gewöhnlichen Artikel wird die Porzellanmasse



Auflegen von Spitzen und Blumen auf das Porzellan.

ähnlich bearbeitet, wie der Thon bei Herstellung der Töpferwaaren. Die feineren Erzeugnisse dagegen verlangen meist eine durchaus künstlerische Ausarbeitung; das Handwerksmäßige verschwindet und die freie Handarbeit tritt in den Vordergrund. Dafür ist in Meißen das Departement der sogenannten „Gestaltung“ mit dem Bossiersaale, in dem die Modelle hergestellt werden, und den sonst dazu gehörigen Räumen vorhanden.

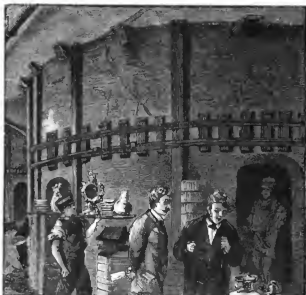
Hier werden die figurenreichen und mit feinen Ornamenten ausgestatteten Vasen, Kandelaber, Gruppen u.s.w., deren einzelne Theile auch in Formen hergestellt sind, zusammengesetzt und erhalten die nöthige verbessernde Nachhilfe aus freier Hand. Je reicher die Ausstattung ist, um so höher ist auch die Zahl der Zusammensetzungsstücke; man macht in Meißen Schaustücke, zu denen 80 und mehr solcher Theilformen gehören.



Das Erproben der Waare.

Ganz aus freier Hand bildet man aus der Porzellanmasse die oft so wunderbar naturgetreuen Blumen, die erst dann auf die gleichfalls noch feuchte Vase u. s. w., die sie schmücken sollen, aufgelegt werden. Besondere Kunstfertigkeit erfordert auch die Herstellung der Schleier und Spitzen, mit denen die Rokokofiguren oft geziert sind. Sie bilden eine Spezialität der Meißener Fabrik und werden meist von Damen ausgeführt, welche die feinste Spitzen-

arbeit täuschend nachzuahmen verstehen. Die betreffende Arbeiterin nimmt zu dem Zweck mit einem Pinsel etwas von der zu einem rahmartigen Teige angerührten Porzellanmasse, betupft damit auf dem zu verzierenden Stück einen Punkt, wo die Spitze ansitzen soll, und zieht hierauf schnell den Pinsel zurück. Die Figur, welche schon in dem gleich zu erwähnenden Vorglühofen gewesen sein muß, saugt



Vor den Brennöfen.

das Wasser aus dem Pinsel alsbald ein, und es entsteht auf jenem Punkte ein kleines Teigknöpfchen, das sich beim Zurückziehen des Pinsels in einen Faden verwandelt, und so wird ein Fädchen nach dem anderen gebildet und wie ein Spitzenmuster zusammengefügt, das dann erst durch das Brennen Festigkeit erhält. Man legt aber auch wohl ein entsprechend großes Stückchen wirklichen Spitzengewebes auf, das in einem dünnen Brei von Porzellanmasse tüchtig eingeweicht ist. Beim Brennen werden die organischen

Fäden zerstört, durch die Porzellanmasse aber, die sie beim Einweichen aufgesogen haben, bleibt ihre Form erhalten und stellt nach dem Brennen ein äußerst zierliches Abbild des ursprünglichen Gewebes dar.

Nachdem das Formen beendet ist, werden die Gegen-



Das Einfüllen in die Brennöfen.

stände an der Luft oder in gelinder Wärme getrocknet und dann im Vorglühofen soweit erhärtet, daß sie glasirt werden können. Nur in diesem Zustande nämlich erhalten sie hinreichende Porosität, um die Glasur mit der erforderlichen Schnelligkeit an sich zu ziehen. Die Glasur ist in den verschiedenen Fabriken auch verschiedenartig zusammengesetzt, besteht aber in der Hauptsache aus gewöhnlicher Porzellanmasse, die ziemlich stark mit allerlei Flußmitteln versetzt ist. Das Glasiren erfolgt in der Glasur-

stube durch Eintauchen der geglühten Gegenstände in die als dünne Schlammmasse hergerichtete Glasur. Einzelne Sorten bleiben übrigens unglasirt, so z. B. die Biscuitmasse, aus der namentlich Statuen geformt werden.

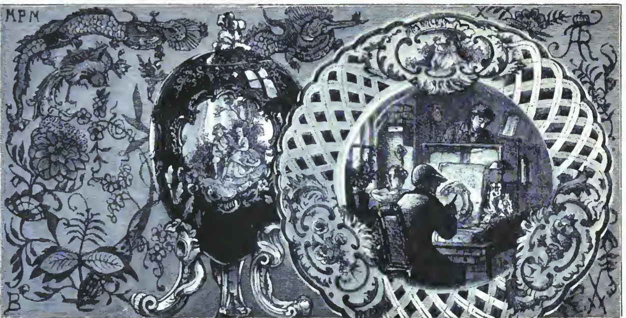
Die glasirten Gegenstände werden getrocknet und kommen hierauf in





Saal für die Blumenmalerei. — Porzellanwaaren mit Blumenmalerei.

Kapseln oder Kästen aus feuerfestem Thon, die sie gegen Verunreinigung schützen sollen, in den Brennofen. Es sind dies entweder polygonale oder — in neuerer Zeit fast ausschließlich — runde, stehende Oefen, die mindestens zwei Brennräume übereinander haben und eine sehr hohe Temperatur (1800



Fabrikzeichen, Zwiebelmuster, Königsblau, Drachenmuster, Porzellangefäß mit Watteauschild, Kunstmaler bei der Arbeit.

Grad Celsius) liefern. Sobald das Porzellan weißglühend geworden ist, schließt man den Ofen und läßt ihn langsam ausbrennen. Nach dem Herausnehmen aus dem Ofen findet ein sorgsames Erproben und Sortiren der Waare statt, die dann in Feingut, Mittelgut, Ausschuß- und Bruchgeschirr gesondert und je mit eigenen Marken bezeichnet wird.



Emailliröfen.

Nach dem Brennen stellt nun das Porzellan eine weiße und etwas durchscheinende Masse mit einer glänzenden oder matten (bei unglasirten Stücken) Oberfläche dar. Soll es bemalt werden, so kann dies auf zweierlei Weise, nämlich mit Scharffeuerfarben oder mit Muffelfarben geschehen. Erstere halten das Scharffeuer des Brennens aus; man kann die betreffenden Stücke also damit noch vor dem Glasiren bemalen und kommt dann mit dem einmaligen Brennen aus. Es gibt hierfür aber nur einige wenige Farben: Blau, Schwarz, Grün, und zudem erfordert dies Verfahren eine sehr sichere Hand, da sich kein

falscher Strich wieder beseitigen läßt, indem die lufttrockene Masse, auf die gemalt werden muß, die Farbe sofort einsaugt. Man bringt daher in der Regel nur ganz einfache Dekorationen unter der Glasur an, während für bunte Dekorirung und vollständige Gemälde die Malerei auf der Glasur vorzuziehen ist. Sie hat einmal einen viel größeren Farbenreichthum, gestattet ferner Verbesserungen und läßt eine sehr feine, duftige Behandlung zu, hat aber nicht die Dauerhaftigkeit der Bemalung unter der Glasur und erfordert ein wiederholtes Brennen, damit die Farben in Fluß gerathen und sich mit der Glasur innig verbinden. Dies Brennen geschieht in sogenannten Muffeln, das heißt allseitig geschlossenen, feuerfesten Räumen, die von den Flammen rings umspielt werden. Ein besonderes Verfahren ist das Emailliren oder Bemalen mit dicken, farbigen Schmelzflüssen, die besondere Emailliröfen erfordern und nachher auf der Glasur erhaben hervortreten. Die zur Verwendung kommenden Farben sind Metalloxyde, also mineralische Farben, die vor dem Brennen meist ganz anders aussehen, als nachher. Dieser Umstand macht die Porzellanmalerei sehr schwierig und erfordert erfahrene Künstler für die Ausführung schwieriger Aufgaben. In der sächsischen Manufaktur ist ein besonderer Saal für die sogenannte Blaumalerei vorhanden, die eine sehr wichtige Abtheilung bildet. Hier werden auch die blauen sogenannten Zwiebelmuster ausgeführt, die so ungemein beliebt sind und seit dem Bestehen der Manufaktur ihren Weg bereits über die ganze civilisirte Erde gefunden haben.

In dem Fond des durchbrochenen Tellers unserer Illustration auf S. 199 sehen wir einen Kunstmaler bei seiner Arbeit, wie er mit Muffelfarben auf der Glasur eine Scene in dem beliebten Watteau'schen Geschmack herstellt, die ähnlich auch oben am Rande und auf der nebenstehenden

Vase mit königsblauem Grunde im Sèvresgeschmack zu sehen ist. Nebenan deuten Drachen und Eidechsen à la Palissy zusammen mit Vögeln und Blumen die eigenartige Verzierungsweise des „Vieux-Saxe" an. An den Ecken sind die verschiedenen Fabrikzeichen wiedergegeben: so das älteste (rechts oben) mit A R, das heißt: „Augustus Rex", und weiter unten das jetzige mit zwei gekreuzten Schwertern.





Belastende Momente.

Ein kriminalistisches Kapitel. Von **Th. Seelmann.**

(Nachdruck verboten.)

Die Sonne bringt es an den Tag! — Dieser alte Sinnspruch findet immer wieder seine Bestätigung vor dem Forum des Richters. Wie oft ist der einzige Anhaltspunkt, der sich zur Ermittelung eines Verbrechens darbietet, nur eine unbedeutende Kleinigkeit, aber dieser scheinbar geringfügige Umstand genügt, um den Verdacht auf eine bestimmte Person zu lenken. Das erste belastende Moment ist gegeben. Im Anschluß an dieses kann nun die Untersuchung fortgesetzt werden, die allmälig weitere verdächtigende Thatsachen feststellt, so daß schließlich die Ueberführung des Verbrechers gelingt und seine Bestrafung ermöglicht wird.

Sehr häufig spielen unter den belastenden Momenten Eindrücke eine wichtige Rolle, welche die Thäter an Ort und Stelle zurücklassen. In den meisten Fällen handelt es sich um die Spuren, die der Fuß beim Auftreten in weichem Boden hervorruft, aber auch Eindrücke, welche eine auf den Boden sich stützende, an ihm einen Halt suchende Hand, oder ein auf den Boden fest aufgesetztes Werkzeug, ein Stock, ein Gewehrkolben, die Holme einer Leiter erzeugten, die Geleise, welche Wagenräder in den Boden einpreßten, sind schon oft von maßgebender Bedeutung für die Erhebung des Thatbestandes geworden.

Für die Abformung solcher Spuren besitzt man ein Verfahren, das ihre Erhaltung für längere Zeit ermöglicht. Ueber dasjenige Bodenstück, in dem sich die Spur vorfindet, wird ein kleiner Rost gesetzt, der ein Eisenblech trägt, auf das glühende Kohlen gelegt werden. Die Gluth wird so lange unterhalten, bis sich der Erdboden darunter auf etwa 100 Grad Celsius erwärmt hat. Nun wird der Rost entfernt und auf den heißen Eindruck der Spur Stearinsäure in kleinen Mengen aufgesiebt. Sowie das feine Pulver auf die erhitzte Stelle fällt, schmilzt es und durchsetzt den Boden, wo es erstarrt und mit dem Boden zusammen eine feste Kruste bildet. Wird jetzt die Oberfläche des Eindrucks mit einer Seifenlösung bestrichen, so kann die Spur mit Gypsbrei ausgegossen werden. Man erhält dann eine plastische Abbildung der Spur, die alle Eigenthümlichkeiten unverwischt zeigt. Auf diese Weise kann man z. B. sehr gut Fußabdrücke abformen, um mit dem Abguß den Fuß einer verdächtigen Person vergleichen zu können.

In einer Villa bei Dresden war während der Abwesenheit der Besitzer in der Nacht ein großer Einbruchsdiebstahl verübt worden, obwohl man das Grundstück durch einen frei umherlaufenden Hund bewachen ließ. Das Thier hatte auch seine Schuldigkeit gethan, war aber von dem Einbrecher erschlagen worden. Man fand vor dem Parterrefenster, durch das der Einbrecher eingestiegen war zweierlei Abdrücke eines unbekleideten menschlichen Fußes. Die einen zeigten einen Fuß, an dem die mittlere Zehe besonders groß sein mußte, denn der runde Abdruck seines Nagelgliedes sprang weit über den Bogen hinaus, der durch die Abdrücke der anderen Zehen gebildet wurde. Bei diesen Spuren war der Hacken gut in dem Sand abgeformt. Dagegen fand sich zwar bei dem anderen Theil der Spuren ebenfalls die weit hervorspringende mittlere Zehe wieder, aber die Ferse des rechten Fußes hatte hier

eine viel umfangreichere Vertiefung hinterlassen. Obgleich man keine Blutspuren nachweisen konnte, erklärte man doch den Befund dahin, daß der Einbrecher von dem Hunde angefallen und in die Ferse gebissen worden sei. Der Dieb mußte sich dann die verwundete Ferse seines rechten Fußes mit einem Tuch umwunden haben, wodurch nun natürlich ein viel größerer Abdruck entstand.

Man konnte nun diese Spuren bis nach einem Vororte Dresdens verfolgen. Es lag daher die Möglichkeit vor, daß der Einbrecher sich seine Wunde bei einem der dortigen Aerzte hatte verbinden lassen. Und wirklich ergab eine Nachfrage, daß ein Handarbeiter am Morgen nach dem Einbruch deswegen ärztliche Hilfe gesucht hatte. Seine Person konnte jetzt leicht festgestellt werden. Der Angeschuldigte räumte ein, von einem Hunde gebissen zu sein, jedoch sollte dies auf der Straße von einem herumlungernden Hunde geschehen sein. Als man ihm aber vorhielt, daß an seinen Füßen die mittleren Zehen ebenso weit hervorragten, wie an den aufgefundenen Spuren, mußte er schließlich sein Leugnen aufgeben und sich zu dem Einbruch bekennen.

Auch für die Abformung von Eindrücken, die sich im Schnee vorfinden, besitzt man ein Verfahren, das sehr gute Ergebnisse liefert. Hierbei benutzt man ein Gemenge von Cement, Sand und Gyps, das mittelst eines feinen Siebes über die Spur gesiebt wird, so daß das Pulver nicht nur die Spur vollständig ausfüllt, sondern sie im ganzen Umfange etwa 4 bis 5 Centimeter breit überdeckt und die Schneefläche 3 Centimeter überragt. Der durch das Pulver erzeugte Hügel wird mit einem Messer ausgebreitet, und dann ein befeuchteter Leinwandlappen darüber gelegt, der überall vorsichtig angedrückt wird. Darnach wird aus einer kleinen Gießkanne mit Brause so lange kaltes Wasser darauf gegossen, als der Leinwandlappen

es leicht aufsaugt. Nach einiger Zeit kann man das Leinwandstück entfernen und, wenn die Masse erstarrt ist, den Abguß aufheben. In zahlreichen Fällen dienen ferner Blutflecke und Blutspuren zur Ermittelung des Thatbestandes, die sich an der angeschuldigten Person oder an dem Orte des Verbrechens nachweisen lassen. Es ist dem ruhigen Beurtheiler oft unbegreiflich, wie der Verbrecher bei dem Aufwande von List und Energie, durch den er sich vor der Entdeckung zu sichern suchte, gerade dieses Moment ganz vergessen, gerade in dieser Richtung sich eine für ihn verhängnißvolle Blöße geben konnte. Gar oft hat es sich bei der Untersuchung herausgestellt, wie das Messer, mit dem der tödtliche Stich versetzt worden war, mit der größten Sorgfalt vom Blute gereinigt und blank geputzt war. Denjenigen Blutstropfen aber, der an der Klinge hinabgeflossen und dort, wo diese in's Heft eingesetzt ist, in den Fugen eingetrocknet war, hatte der Verbrecher nicht gesehen und dieses Zeugniß seiner That nicht weggeschafft. Seine Kleider hatte er sorgsam gereinigt, aber daß er mit der blutigen Hand in eine Tasche gegriffen und an deren Innenwand den Abdruck seiner blutigen Finger hinterlassen hatte, daran hatte er nicht gedacht.

Unter solchen Umständen ist die Möglichkeit des Nachweises von Blut, auch nach längerer Zeit noch, durch wissenschaftliche Untersuchungsmethoden von doppelter Wichtigkeit. Alle Methoden, welche gegenwärtig in Anwendung kommen, laufen auf den Nachweis des in den rothen Blutkörperchen vorhandenen Farbstoffes oder auf die Aufsuchung dieser Blutkörperchen selbst hinaus. Wenn eine größere Menge frischen Blutes in Betracht kommt, so ist seine Erkennung ziemlich leicht, schwieriger dagegen gestaltet sich die Untersuchung, wenn es sich um einige wenige Flecken handelt, die oft durch das Alter bereits eine schwarzbraune Färbung angenommen haben.

Um den Blutfarbstoff darzustellen, besitzt man mehrere Verfahren. So kann man die abgeschabte Masse mit Wasser verdünnen und sie mit sauerstoffhaltigem Terpentinöl und Guajaktinktur versetzen. Enthält die Untersuchungsmasse Blut, so tritt innerhalb einiger Minuten eine Blaufärbung ein. Diese Färbung kann man noch beobachten, wenn das Wasser, in dem der Flecken aufgelöst worden ist, nur soviel Blut enthält, daß es den sechstausendsten Theil des Wassers ausmacht. Oder man kann den Flecken mit einer kaltgesättigten Boraxlösung durchtränken. Weiße Leinwand, die mit Blut befleckt war, wird dadurch allmälig wieder farblos, während sich die Boraxlösung roth oder rothbraun färbt. Diese Lösung wird dann mittelst des Spektralapparates untersucht und zeigt bei dem Vorhandensein von Blutfarbstoff im Spektrum bestimmte Linien. Eine andere Untersuchungsmethode bezweckt den Nachweis der sogenannten Teichmann'schen Krystalle. Es sind dies Blutkrystalle von tafelförmiger Gestalt, die sich bilden, wenn man den durch eine Zinkacetallösung gewonnenen Niederschlag des Blutes mit einem Tropfen Essig und einem Körnchen Chlornatrium versetzt und ihn eintrocknen läßt. Auf diese Weise ist es schon gelungen, nach mehr als zwei Jahren Flecken als Blutflecken darzuthun.

Nicht selten wird, nachdem die Gegenwart von Blut an einem Gegenstand außer Zweifel gestellt worden ist, der Einwand erhoben, daß es durch Nasenbluten oder Blutspeien auf die betreffende Stelle gekommen sei. Allein auch hier läßt sich die Richtigkeit der Behauptung prüfen, indem sich derartigen Blutabsonderungen fremde Bestandtheile beimengen, die von den Organen stammen, von welchen das Blut abgesondert wurde. Das Blut aus der Nase, der Mundhöhle, dem Kehlkopf oder der Luftröhre enthält in der Regel Zellen aus der Schleimhautbekleidung dieser Körpertheile, die auch in getrocknetem Blut nach

dem Aufweichen erkannt werden können. In dem Blute aus dem Magen und dem Darmkanal kommen außerdem häufig Speisereste vor. Blut aus Geschwüren zeigt Eiterzellen und Fetttröpfchen, während Blut, das von Insektenstichen herrührt, sich durch eine Jodlösung gleichmäßig gelb färbt.

Bei der Frage, ob aufgefundenes Blut vom Menschen oder von einem Thier herrührt, gründet sich die Untersuchung in erster Linie auf die Feststellung der Gestalt der Blutkörperchen mit Hilfe des Mikroskops. Denn die einzelnen Thierarten besitzen Blutkörperchen, die sowohl in ihrer Form, als auch in ihrer Größe von denen des Menschen abweichen. So sind die Blutkörperchen der Vögel elliptisch flach, die der meisten Fische und der Amphibien oval, während die Blutkörperchen des Menschen rundlich und plattgedrückt aussehen und winzigen Münzen ähneln. Ferner ist der Größendurchmesser der Blutkörperchen bei den Säugethieren mit Ausnahme des Elephanten kleiner als beim Menschen, wie er denn bei diesem 0,0077 Millimeter, beim Hunde 0,0070, bei dem Kaninchen und der Ratte 0,0064, beim Schwein 0,0062, beim Rind 0,0058, beim Pferd 0,0057, bei der Katze 0,0056 und dem Schaf 0,0045 Millimeter beträgt.

Auch hinsichtlich der Farbe unterscheiden sich die einzelnen Blutarten. Flecke von Vogelblut sind oft ziemlich dunkelroth gefärbt, während solche von Fischblut meist heller sind. Endlich enthält das Blut verschiedener Thiere kleine Mengen riechender Stoffe, die je nach der Thierart verschieden sind und im Allgemeinen an den Schweißgeruch der betreffenden Thiere erinnern. Fischblut kann man durch den Geruch oft recht sicher von dem Blute der Vierfüßler und Vögel unterscheiden. Und das ist nicht nur der Fall bei frischem Blut, sondern auch bei getrocknetem Blut erhält man mitunter einen ziemlich

sicheren Anhalt. Gewöhnlich wird die verdächtige Substanz mit verdünnter Schwefelsäure schwach erwärmt, damit sich der kennzeichnende Geruch entwickelt. Der Geruch vom Blute des Bockes, des Schweines, der Katze und des Rindes wird nach diesem Verfahren oft recht deutlich beobachtet, und er kann, wenn das Gläschen, in dem das Blut erwärmt wurde, sofort verkorkt wird, noch zwei bis drei Tagen lang erkannt werden.

Es sei hier ein Fall erwähnt, bei dem schon allein durch den Geruch die Natur des Blutes erkannt wurde. In einer kleinen Stadt Westphalens wurde eines Tages ein Rendant in seinem Kassenzimmer gefesselt und geknebelt aufgefunden. Er lag auf dem Boden in einer großen Blutlache, die von Stichwunden am Hals und an der Brust herzurühren schien. Er gab an, von mehreren Männern, die in das Kassenzimmer gedrungen wären, überfallen, bei der Gegenwehr verwundet und dann gefesselt worden zu sein, so daß er die Beraubung der Kasse hätte nicht mehr verhindern können. Das Schreien sei ihm durch einen Mundknebel unmöglich gemacht worden. Bei der ersten Untersuchung, die schon stattfand, als das Blut noch flüssig war, fiel dem Sachverständigen sofort der eigenthümliche Geruch des Blutes auf, so daß er es einer Untersuchung unterzog. Sie ergab, daß wenigstens ein großer Theil der Lache aus Schweineblut bestand. Damit war denn der wahre Charakter des angeblichen Raubanfalles bereits erkannt. Die auf Grund dieses Befundes weiter vorgenommenen Nachforschungen zeigten nämlich, daß sich der Beamte selbst verwundet und gefesselt hatte. Um seine Verwundungen gefährlicher erscheinen zu lassen, hatte er sich kurz vor dem simulirten Ueberfall Schweineblut von einem Schlächter zu verschaffen gewußt, das er auf den Boden gegossen hatte. Das ganze Manöver aber hatte er nur deshalb angestellt, um eine Unterschlagung, die er

an der ihm anvertrauten Kasse begangen hatte, zu verdecken.

In neuerer Zeit hat man auch den Gebißeigenthümlichkeiten der verschiedenen Personen vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt und für die gerichtlichen Untersuchungen wiederholt daraus Nutzen gezogen. So wurde eines Tages in Neuilly bei Paris eine alte Wittwe ermordet aufgefunden. Unter den Persönlichkeiten, die verdächtig erschienen, war eine, die an der Hand Verletzungen aufwies, welche als Bißwunden erkannt wurden. Man untersuchte daher das Gebiß der Ermordeten, wobei sich ergab, daß sie im Oberkiefer nur noch einen und im Unterkiefer drei Zähne besaß, die in verschiedenen Abständen zu einander standen. Daraufhin verfertigte man von dem Gebiß einen Gypsabdruck, den man nun auf die Bißwunden aufpaßte. Die Anlegung bewies, daß sie nur von einem Gebiß herstammen konnten, das die gleiche Zahnstellung wie das der Ermordeten besaß. Weitere Nachforschungen führten dann zu einem Geständniß des Beschuldigten.

Ebenso leitete in einem nicht weniger interessanten Fall eine absonderliche Zahnstellung auf die richtige Fährte. Gelegentlich der Erhebungen nach einem Einbruchdiebstahle fand man am Thatorte einen angebissenen Apfel vor, an welchem die Spur des Bisses ein ganz charakteristisch gebautes Vordergebiß erkennen ließ. Der Apfel wurde in geeigneter Weise aufbewahrt. Durch fortgesetzte und unauffällige Beobachtung der Bißspuren verdächtiger Individuen gelang es, der gesuchten Person habhaft zu werden. Wie schon angedeutet, ergaben dann später noch andere Momente die Richtigkeit des Verdachtes.

Endlich sei noch ein Fall mitgetheilt, in dem außer der absonderlichen Zahnstellung auch ein künstliches Gebiß als belastendes Moment diente. In Boston war eines Tages plötzlich ein Professor Parkmann spurlos verschwunden.

Es erhoben sich Verdächtigungen gegen seinen Kollegen Doktor Webster, der ihn in seiner Behausung überfallen und dann den Leichnam auf die Seite geschafft haben sollte. Bei den ersten Nachforschungen im Laboratorium des Doktor Webster fand man verschiedene Knochentheile in Gläsern und verschlossenen Blechbüchsen, aber keine eigentlichen Anhaltspunkte, die eine Ueberführung ermöglichten. Erst eine nochmalige Durchsuchung förderte in einem Herde halbverbrannte Knochen und unter ihnen ein falsches Gebiß, aus Gold verfertigt, zu Tage. Die daran befindlichen Zähne nahmen eine ganz auffällige Stellung ein. Es wurde schließlich festgestellt, daß es vier Jahre zuvor von einem Zahnarzt angefertigt worden war. Der Zahnarzt, sowie Freunde des Professors Parkmann konnten es mit Sicherheit als von diesem herrührend anerkennen, da seine auffallende Form durch eine Wachsthumsunregelmäßigkeit eines echten Zahnes im Munde Parkmann's nöthig gemacht worden war. Daraufhin konnte dann zu einer Verurtheilung Webster's geschritten werden.

Eine nicht geringere Bedeutung kommt bei manchen gerichtlichen Untersuchungen den Haaren und Haartheilchen zu, welche an Waffen, Kleidungsstücken, am Körper des Angeklagten oder des Opfers gefunden werden. Es entsteht dann zunächst die Frage, ob die Haare von einem Menschen und nicht etwa von einem Thiere stammen. Hierauf ist stets eine sichere Antwort zu geben. Während sich nämlich auf der Oberfläche des Menschenhaares glashelle Plättchen dachziegelartig decken, zeigt die Oberfläche des Thierhaares, weil die Zellen viel größer sind, eine auffallend wellenförmige, geschuppte Zeichnung, so daß schon das kleinste Haarstück zur Bestimmung genügt. Besonders deutlich tritt diese Schuppung bei dem Wollhaar der Schafe hervor, allein auch das Haar von Hunden, Pferden, Ziegen und Kühen läßt diese wellen-

förmige Zeichnung schon bei einer schwachen Vergrößerung erkennen.

Bei manchen Thieren zeigt überdies das Oberhäutchen der Haare so auffallende Kennzeichen, daß sich sofort seine Abstammung verräth. So hat das Haar der Katze eine feine farblose Spitze, während dasjenige des Hasen an der Spitze gefiedert ist.

Auf dem freien Felde in der Nähe eines pommer'schen Dorfes wurde die Leiche eines Mannes aufgefunden, der augenscheinlich erschlagen worden war. Seine Angehörigen wollten von dem Vorfall nichts wissen. Nun fand man aber an der Hausthüre des Hauses, das dem Verstorbenen gehörte, acht Haare hängen, die durch eine röthliche Masse miteinander verklebt waren. Die klebende Masse erwies sich als Fettgewebe aus der Kopfhaut, und die Haare stimmten vollkommen mit den Kopfhaaren des Gemordeten überein. Derselbe mußte also schon in seiner Wohnung den tödtlichen Streich empfangen haben und aus der Hausthür herausgetragen worden sein, wobei sein Kopf die Thür streifte. Die weitere Untersuchung überführte denn auch einen Verwandten des Verstorbenen der Thäterschaft.

Der Werth, den die belastenden Momente für die gerichtliche Praxis besitzen, wird am besten durch die treffenden Worte eines bekannten Kriminalisten gekennzeichnet, der von ihnen sagt: „Ohne sie würde die strafende Gerechtigkeit in Wahrheit blind sein und in der Mehrzahl der Fälle kaum die Spuren des Verbrechens entdecken können. Sie sind gewöhnlich der Steckbrief, den sich der Verbrecher selbst ausstellt und den er am Orte der That hinterläßt."





Giftpflanzen.

Naturwissenschaftliche Skizze von **Dr. Wilh. Heß.**

Mit 15 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den zahlreichen Pflanzen, welche unsere Mutter Erde mit üppigem Grün und bunten Blüthen schmücken, befindet sich eine nicht geringe Zahl, die für den Menschen mehr oder weniger gefährlich sind. In ihren Wurzeln und Früchten, zuweilen auch in ihren Rinden, Blättern und Blüthen entwickeln sie giftige Stoffe, welche bei unvorsichtigem Genusse die Gesundheit arg schädigen, ja sogar den Tod zur Folge haben können.

Manche dieser Giftgewächse sind durch grelle Farben, betäubenden, widerlichen Geruch oder scharfen, unangenehmen Geschmack leicht kenntlich. Aber bei anderen fehlen diese Kennzeichen, ja, einige haben sogar mit Küchengewächsen eine so große Aehnlichkeit, daß sie leicht mit ihnen verwechselt werden können. Eine genaue Kenntniß dieser gefährlichen Gewächse ist daher von großer Wichtigkeit, damit sich ein Jeder vor Schaden bewahren kann. Außerdem bieten die meisten dieser Pflanzen noch ein anderes Interesse, denn sie dienen in kleinen Gaben als schätzbare Heilmittel. Wir wollen daher von den zahlreichen Giftpflanzen einige der wichtigsten im Folgenden betrachten.

In unseren Gärten finden wir nicht selten eine 1/2 bis 2/3 Meter hohe Pflanze mit großen, dunkelviolettblauen,

einem Helme oder einer Sturmhaube ähnlichen Blüthen, welche unter dem Namen blauer Eisenhut oder Sturmhut bekannt ist. Derselbe findet sich sonst nur auf hohen Gebirgen. Die Blüthen bilden eine endständige Traube (Fig. 1). Die dunkelvioletten Blüthenblätter sind die Kelchblätter (Fig. 2), während von den fünf Blumenkronblättern drei verkümmert und die beiden oberen zu gestielten Honiggefäßen umgewandelt sind (Fig. 3). Die Frucht besteht aus drei am Grunde miteinander verwachsenen Balgkapseln (Fig. 4), welche die burgpyramidenförmigen, netzig gerunzelten Samen umschließen. Die dunkelgrünen, fast kahlen Blätter (Fig. 5) sind bis zum Grunde in 5 bis 7 Theile gespalten, welche wieder getheilt sind. Die Wurzel besteht aus zwei rübenförmigen Knollen, welche mit zahlreichen Saugfasern dicht und oft filzig besetzt sind (Fig. 6).



Eisenhut (Aconitum napellus).

Der Eisenhut enthält in allen Theilen, namentlich aber in den Wurzeln und Blättern ein starkes Gift. Das zerriebene Kraut riecht unangenehm betäubend und schmeckt scharf brennend. Schon die Alten kannten die giftige Eigenschaft dieser Pflanze, wie schon aus der Sage über die Entstehung derselben hervorgeht. Als nämlich Herkules, so berichtet dieselbe, den giftigen Höllenhund, Cerberus, geknebelt auf die Oberwelt brachte, da tröpfelte der Geifer

des Ungethüms auf die Erde, und aus ihm sproßte der giftige Eisenhut. Die Zauberin Medea bereitete aus dem Safte dieser Pflanze das Gift, mit welchem sie Theseus tödten wollte. Die alten Griechen bestrichen mit dem Safte der Pflanze ihre Pfeile, um den Feind um so sicherer zu verderben.



Stinkende Nießwurz (Helleborus foetidus).

Schon die einfache Berührung des Eisenhutes bringt üble Wirkungen hervor. Als ein Botaniker aus Wien im Jahre 1854 auf der Raxalpe botanisirte, begleitete ihn ein Tourist, der sich von den herrlichen Blüthen des blauen Eisenhutes einen Strauß pflückte und denselben in der Hand trug. Nach einiger Zeit aber begann die Hand zu schwellen, und er warf ihn entsetzt fort. Ein Arzt berichtet: „Ich kostete einen Honigbehälter dieser Blume, zerkaute ihn und spie ihn wieder aus; eine Stunde darauf empfand ich

an der Zungenspitze einen dumpfen Schmerz, als ob ich mir die Zunge verbrannt hätte, und diese Empfindung verlor sich erst nach drei Tagen." Für die Bienen ist der Honigstoff unschädlich, aber für die Menschen soll auch der von den Bienen daraus bereitete Honig schädlich sein.

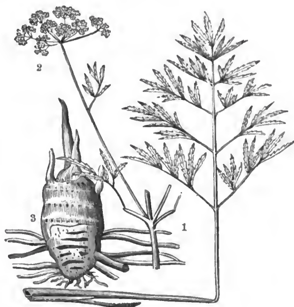
Der giftige Stoff im Eisenhut ist das sogenannte Aconitin. Schon ein Gramm desselben kann einen Menschen in einer halben Stunde tödten. Es wirkt hauptsächlich auf das Nervensystem, erregt aber auch örtliche Reizungen. Wenn infolge Verwechslung der Wurzel mit Rüben oder der Blätter mit Sellerie, Sauerampfer u. dergl. eine Vergiftung eingetreten ist, so zeigen sich die Anzeichen derselben schon nach wenigen Minuten. Es entsteht Brennen in Mund und Schlund, Speichelfluß, Erbrechen und Durchfall, Magen- und Kopfschmerzen; die Pupille wird erweitert, Athmung und Herzschlag stark verlangsamt, es tritt Schwindel, Kraftlosigkeit und Krampf auf, und der Tod erfolgt durch Herzstillstand.

Als Gegenmittel wendet man zuerst ein Brechmittel an, darauf Kaffee, Wein und gerbsäurehaltige Mittel.

Seltener in Gärten, dagegen hin und wieder an Abhängen und auf steinigen Triften, namentlich auf Kalkboden, wächst eine andere Giftpflanze, die stinkende Nieswurz. Den Namen Nieswurz hat die Pflanze erhalten, weil die getrocknete und gepulverte Wurzel, in die Nase gebracht, heftiges Niesen erregt.

Die stinkende Nieswurz besitzt einen ästigen, beblätterten, vielblüthigen Stengel von 30 bis 50 Centimeter Höhe (Fig. 1). Die nickenden Blüthen sind blaßgrün, außen zuweilen röthlich. Die Kelchblätter sind gewölbt und neigen sich glockenartig zusammen. Die lederartigen, glänzendgrünen, übelriechenden Blätter sind am Grunde der Stengelverästelungen schuppenförmig; die Wurzelblätter (Fig. 2) sind fußförmig mit 7 bis 9 Blättchen. Die Frucht (Fig. 3)

besteht aus drei am Grunde verwachsenen Balgkapseln. — Der außerordentlich scharfe Giftstoff dieser Pflanze ist außer Helleborin, welches sich nur in sehr geringer Menge in derselben findet, Helleborëin. Dasselbe übt einen starken Reiz auf die Schleimhäute aus und bewirkt dadurch Niesen, Speichelfluß, Erbrechen und Durchfall. Daneben tritt Be-



Wasserschierling (Cicuta virosa).

täubung und Erweiterung der Pupille auf. Vorzugsweise beeinflußt es die Thätigkeit des Herzens, indem kleine Gaben den Herzschlag verlangsamen, größere denselben beschleunigen, so daß bald ein Stillstand des Herzens eintritt.

Als Gegenmittel wird empfohlen: schwarzer, starker Kaffee, Oel und Honig mit Essig.

Auch unter den Doldenpflanzen befinden sich einige giftige Arten. Die gefährlichste aller Doldenpflanzen ist der Wasserschierling, welcher hauptsächlich im nörd-

lichen Europa an nassen Plätzen, in Gräben und Sümpfen, an Bach- und Flußufern wächst. Der ästige, hohle Stengel ist 1 bis 1,3 Meter hoch. Die Blätter (Fig. 1) sind doppelt oder dreifach gefiedert mit schmalen, lanzettlichen, zugespitzten, scharf gesägten Blättchen. Die zusammengesetzte Dolde (Fig. 2) hat 10 bis 15 Hauptstrahlen ohne Hülle, während die einzelnen Döldchen vielblätterige Hüllen zeigen. Der dicke, fleischige Wurzelstock (Fig. 3) gleicht in Gestalt und Geruch der Pastinake, ist aber inwendig hohl und durch Querscheidewände gefächert.

Der Giftstoff ist Cicutoxin und befindet sich wahrscheinlich in dem gelben Milchsaft, welchen der Wurzelstock enthält. Die Wirkung des Giftes ist außerordentlich heftig. Ein Schweizer Arzt, Dr. Wapfer, berichtet darüber: „Einige Kinder hatten Wasserschierling für Pastinakwurzel gehalten und gegessen. Sie kamen lustig und vergnügt nach Hause, bald aber klagten sie über Beklemmung, fielen zur Erde, verzerrten das Gesicht, bekamen Krämpfe, hatten den Mund verschlossen, knirschten mit den Zähnen, verdrehten die Augen, bluteten aus den Ohren, die Magengegend schwoll wie eine Faust auf, der Kopf wurde verdreht, der Rücken krümmte sich zu einem Bogen, und zwei Knaben starben innerhalb einer halben Stunde. Die ältere Schwester erbrach die genossenen Wurzeln, worauf die schlimmen Zufälle nachließen. Sie lag aber noch 24 Stunden wie todt da. Dann fing sie an, sich zu erholen, hatte sich aber die Zunge zerbissen, konnte lange Zeit nicht recht essen und klagte über Beklemmung. Vier Tage war sie so schwach, daß sie nicht gehen konnte, allmälig aber erholte sie sich."

Thiere fressen den Wasserschierling auffallenderweise gern. Hackbarth erzählt, daß einst 18 Rinder Wasserschierling gefressen hatten. Bald darauf erkrankten sie unter Aufblähung, Schäumen und Geifern aus dem Maule, Bewußt- und Gefühllosigkeit, Rollen der Augäpfel, Brüllen,

Taumeln, Muskelzittern, Verdrehungen des Halses und Ueberschlagen. Drei Thiere starben in 15 bis 20 Minuten, die übrigen genasen.

Dem Wasserschierling nahe verwandt ist der gefleckte

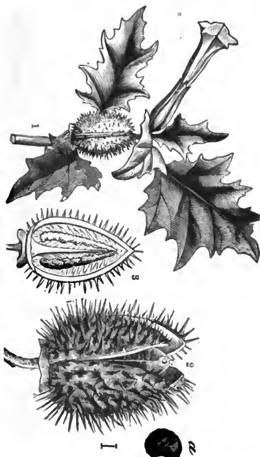


Gefleckter Schierling (Conium maculatum).

Schierling, welcher auf Schutt, an Wegen, Zäunen und Hecken wächst. Der aufrechte hohle Stengel ist 1 bis 2 Meter hoch, zart gerillt und am unteren Theile mit rothen Flecken besetzt. Die glänzend dunkelgrünen Blätter sind dreifach gefiedert, riechen zerrieben widerlich betäubend

und schmecken scharf bitter. Die Dolden sind zahlreich mit Hüllen und Hüllchen. Die graubraunen Früchte haben jederseits fünf hervorspringende, wellig gekerbte Rippen. Die weiße oder gelbliche Wurzel ist spindelförmig, hat Aehnlichkeit mit einer Röhre und riecht wie Pastinakwurzel.

Der Inhalt des Giftbechers, welchen Sokrates zu trinken gezwungen wurde, bestand aus dem Safte dieser Pflanze. Der giftige Stoff ist ein Alkaloid, der Coniin. Dasselbe wirkt hauptsächlich auf das Nervensystem. Anfangs erregt es Krämpfe, später Lähmung der Bewegungs- und schließlich der Empfindungsnerven. Der Tod erfolgt durch Erstickung, da die Athembewegungen aufhören.





Stechapfel (Datura stramonium).

Zwei Geistliche hatten einst Schierlingswurzeln mit Rindfleisch gegessen. Die verderblichen Wirkungen traten

auf der Stelle hervor. Man rettete sie durch Brech- und Schweißmittel, sie blieben jedoch gelähmt, behielten das Zittern, waren fast nie ohne Schmerzen und starben Beide nach zwei Jahren.

Ein fremdländisches Aussehen zeigt der Stechapfel (Fig. 1). Derselbe stammt auch aus Asien, von wo er durch die Zigeuner eingeschleppt sein soll. Jetzt findet er sich an unbebauten Orten auf Schutt, an Wegrändern, Zäunen und Gemäuern überall verbreitet. Der krautartige Stengel ist sparrig, gabelästig und erreicht die Höhe von 1½ Meter. Die abwachsend stehenden großen Blätter sind buchtig gezähnt. Die in den Blattachseln stehenden großen Blüthen haben eine weiße, trichterförmige Blumenkrone mit fünflappig-faltigem Saume und einen röhrenförmigen Kelch. Die Frucht bildet eine eiförmige, dornige Kapsel (Fig. 2), welche Aehnlichkeit mit Roßkastanien hat und in vier Fächern viele nierenförmige, schwarzbraune



Schwarzes Bilsenkraut (Hyoscianus niger).

Samenkerne (Fig. 3 u. 4) enthält. Der Giftstoff, Daturin, findet sich hauptsächlich in den Samenkörnern, von denen schon 15 den Tod bewirken können, jedoch auch in geringerer Menge im Kraute. Er wirkt zunächst auf Gehirn und Rückenmark und erzeugt Schwindel, Zittern und Zucken, Funkeln vor den Augen, heftigen Durst, Erweiterung der Pupille, Zähneknirschen, Raserei, Krämpfe, Schlafsucht und endlich den Tod durch Schlagfluß.

Ein siebenjähriges Kind, welches Samen vom Stechapfel gegessen hatte, griff nach eingebildeten Gegenständen umher, bewegte die Arme in hastiger, krampfhafter Weise, schrie mit schriller Stimme und blieb an den Beinen, trotz der übrigens geheilten Vergiftung, fast ganz gelähmt. Die in hohem Grade eingetretene Pupillenerweiterung dauerte fünf Tage.

Als Gegenmittel wird außer Brechmitteln Essig und verdünnte Citronensäure, sowie reichliches Trinken von Milch, Oel und schwarzem Kaffee empfohlen.

Wahrscheinlich derselbe Giftstoff findet sich in dem schwarzen Bilsenkraut. Es kommt ebenfalls an unbebauten Stellen, auf Schutthaufen, an Wegen und Zäunen vor. Die zottig behaarte, klebrige Pflanze (Fig. 1) hat einen bis 0,6 Meter hohen Stengel mit eiförmig-länglichen, buchtigen Blättern. Die fast sitzenden Blüthen haben eine einblätterige, fünftheilige, schmutziggelbe, von rothen Adern durchzogene Blumenkrone (Fig. 2) und einen röhrigen, unten bauchigen, fünfzähnigen Kelch, welcher später die kapselförmige, zweifächerige und sich mit einem Deckel öffnende Frucht (Fig. 3 u. 4) umhüllt. Die graubräunlichen kleinen Samenkörner können wohl mit Mohnkörnern, die rübenförmige Wurzel mit Möhren und Pastinak verwechselt werden. Die ganze Pflanze besitzt einen außerordentlich widrigen Geruch.

Ein Mann hatte infolge einer Verwechslung Thee von

den Blättern des schwarzen Bilsenkrautes getrunken. Bald darauf fühlte er Schwindel, konnte nicht mehr sehen, ward schwach in den Beinen und sank in seinem Schlafzimmer zu Boden. Der Arzt fand ihn, auf der rechten Seite liegend, mit aufgezogenen Beinen, blaß, zitternd, kalt, schwach aber ruhig athmend. Seine Stimmung war eine sehr gereizte, so daß er mit drohenden Blicken seine sonst auf bestem Fuße mit ihm stehenden Angehörigen musterte, erregt und verwirrt sprach, gegen die Annahme der Heilmittel sich sträubte, theils Zorn, theils Heiterkeit verrathende ungewöhnliche Handlungen vollführte. Nachdem er sich einige Zeit ausgetobt hatte, verfiel er in tiefen Schlaf. Man gab ihm Brechweinstein in Thee, was Erbrechen und Durchfall zur Folge hatte, flößte starken Kaffee ein und wusch die Haut mit Essig, worauf allmälig Besserung eintrat.



Tollkirsche (Atropa belladonna).

Auch die Tollkirsche enthält ein ganz ähnliches Gift, das Atropin. Belladonna, d. h. schöne Frau, hat man diese Pflanze genannt, weil man früher in Italien aus ihr ein Schönheitsmittel herstellte. Sie findet sich in Gebirgsgegenden Mittel- und Südeuropas nicht selten in Laubwäldern und ist eine krautartige Pflanze von ungefähr 1,5 Meter

Höhe (Fig. 1). Der ästige Stengel trägt eiförmige, am Stengel herablaufende, zu zweien stehende Blätter, welche wie der Stengel drüsig-flaumhaarig sind. Die blattwinkelständigen Blüthen sind hängend und haben eine braungelbe, glockige Blumenkrone (Fig. 2) und einen fünfspaltigen grünen Kelch. Die Frucht (Fig. 3) ist eine anfangs grüne, dann rothe, zuletzt glänzend schwarze Beere, welche einer Kirsche nicht unähnlich sieht, sich jedoch durch den bleibenden Kelch von ihr unterscheidet, und in zwei Fächern eine Menge nierenförmiger Samenkörner (Fig. 4) enthält. Das lockende Aussehen dieser Beeren und der anfänglich süßliche Geschmack verführt gar oft zum Genusse derselben.

Ein Holzhauer stillte einst an einem schwülen Sommertage seinen heftigen Durst mit Tollkirschen und nahm deren auch mit nach Hause, um seinen Kindern eine Freude zu machen. Kaum aber war er im Bette, so bekam er die heftigsten Schmerzen, fing an, irre zu reden, und gab unter unbeschreiblichen Leiden seinen Geist auf. In einen ähnlichen Zustand verfielen auch seine Kinder, welche ebenfalls von den Beeren, jedoch nur wenige, gegessen hatten. Sie klagten namentlich über heftigen Durst, der immer brennender wurde, je mehr sie tranken, und sie würden vielleicht ebenso geendigt haben, wie ihr unglücklicher Vater, wenn sie nicht schnell ärztliche Hilfe erhalten hätten. So wurden sie zwar gerettet, behielten aber lange Zeit einen siechen Körper, und namentlich die Sehkraft ihrer Augen hatte gelitten.

Die Belladonnavergiftung macht sich bemerklich durch Schmerzen im trockenen Schlunde, Unregelmäßigkeit des Pulses und der Athmung, Schwere im Kopfe, Schwindel, Flimmern vor den Augen, Brausen vor den Ohren, verwirrtes Sprechen, zuweilen Tobsucht und Lähmungen, schließlich große Schwäche und tiefe Betäubung und Tod durch Herz- oder Gehirnschlag.

Da ein starker Blutandrang zum Gehirn stattfindet, so empfiehlt es sich, Eis auf den Kopf des Vergifteten zu legen. Nachdem der Giftstoff durch Brechmittel aus dem Körper entfernt ist, gibt man Milch oder Wasser mit Essig oder Citronensäure.

Trotz der außerordentlich schädlichen Wirkung dient das Gift der Tollkirsche in kleinen Gaben als Heilmittel, und namentlich ist es bei Untersuchung des Auges von großer Wichtigkeit.

Eine sehr hübsche Pflanze ist der rothe **Fingerhut**, der sich deshalb auch häufig in den Gärten als Zierpflanze findet, jedoch auch wild auf Waldboden in Gebirgsgegenden vorkommt. Der gegen 1 Meter hohe, einfache, filzige Stengel trägt sitzende, eilanzettliche, unterseits weichhaarige Blätter und an seinem oberen Ende eine einseitswendige Aehre hängender, schön purpurrother, mit dunklen, weißumrandeten Punkten besetzter, fingerhutför-



Rother Fingerhut (Digitalis purpurea).

miger Blüthen (Fig. 1). Die Frucht ist eine zugespitzte Kapsel mit zahlreichen kleinen Samen (Fig. 2).

Alle Theile dieser Pflanze, namentlich aber die Blätter, enthalten vier verschiedene Giftstoffe, unter denen das Digitalin der bekannteste ist.

Da die Berührung dieser Pflanze nicht schadet, sie auch mit keiner anderen, welche als Nahrungsmittel dient, verwechselt werden kann, so sind Vergiftungen mit derselben sehr selten. Dagegen nimmt sie als Heilmittel eine hervorragende Stellung ein.

Eine dem Fingerhut nahe verwandte, aber in ihrer äußeren Erscheinung doch sehr von ihm abweichende Pflanze ist das Gnadenkraut. Es findet sich an Wassergräben, auf sumpfigen Wiesen, in Deutschland ziemlich selten. Der ausdauernde, gegliederte Wurzelstock ist kriechend und treibt einen einfachen, selten ästigen, vierkantigen Stengel von höchstens 0,3 Meter Höhe. Die kreuzständigen, sitzenden Blätter sind länglich bis eilanzettlich, fein gesägt und fast dreinervig. Die langgestielten Blüthen stehen einzeln in den Blattwinkeln und haben eine weiße, gelbröthlich angelaufene Blumenkrone. Die Frucht bildet eine zugespitzte Kapsel.

Das Gnadenkraut ist scharf giftig. Die geruchlosen Blätter haben einen bitteren, später kratzenden Geschmack, welcher durch Gratiolin und Gratiosolin verursacht wird. Das letztere scheint allein giftig zu sein. Die Pflanze kann leicht mit Wasser- und Quellen-Ehrenpreis, welche als Salat und Gemüse gegessen werden, verwechselt werden. Sie wirkt drastisch purgirend und veranlaßt in größeren Mengen Magen- und Darmentzündung. Sie ist gegen verschiedene Krankheiten von Alters her in Anwendung gebracht worden.

Eine höchst eigenthümliche Giftpflanze ist der Aronstab. Dieser findet sich in feuchten, sumpfigen Waldungen.

Der weiße, knollige Wurzelstock ist fleischig und haselnußgroß und treibt zwei bis drei langgestielte, pfeilförmige, glänzend dunkelgrüne, oft schwarzgefleckte Blätter (Fig. 1) und einen Blüthenschaft, welcher von einem dütenförmigen, weißlichgrünen, im unteren Theile umgerollten, darüber eingezogenen und an der Spitze verschmälerten Blatte, der Scheide, umhüllt ist. Nehmen wir die Scheide fort, so zeigt sich uns der Blüthenkolben (Fig. 2). An seinem unteren Theile sitzen die weiblichen Blüthen, welche nur aus Narben bestehen, dann folgen die männlichen Blüthen, die Staubgefäße, darüber unfruchtbare Staubgefäße und schließlich ein gelblich- bis schwarzrother nackter Kolben. Bei der Fruchtreife fallen Blätter und Scheide ab, und es erscheinen dann scharlachrothe Beeren in kurzer Aehre.

Die frische Wurzel ist stark giftig. Ihr Geschmack ist scharf und brennend, und sie wirkt blasenziehend. Durch Dörren und Kochen verliert sie ihre Giftigkeit und kann sodann auch als Nahrungsmittel benutzt werden. Tropische Arten werden vielfach



Gnadenkraut (Gratiola officinalis).

im Großen angebaut und liefern einen Ersatz für die Kartoffel.

Neben diesen einheimischen Giftpflanzen wollen wir jetzt auch einige fremdländische betrachten. In den Mittelmeerländern wächst die berühmte Alraunpflanze. Sie ist ein fast stengelloses Kraut mit dicker, fleischiger, oft zweispaltiger Wurzel. Dieselbe treibt grundständige, gestielte, grünlichgelbe Blüthen (Fig. 1), umgeben von drei buchtiggezähnten, fast eiförmigen Blättern. Die fleischige Beere (Fig. 2) ist gelb und von kugeliger Gestalt. Die Wurzel hat einen ekelhaften, betäubenden Geruch und einen bitteren, scharfen Geschmack und ist, wie in geringerem Grade auch das Kraut, narkotisch giftig. Schon im grauen Alterthum verwandte man die ausgepreßte oder ausgekochte saftige Rinde in Wein als Schlafmittel. Im Mittelalter dienten die aus der Wurzel geschnitzten und mit Kleidern versehenen Püppchen, welche täglich gewaschen und gespeist werden mußten, als Talisman, welcher seinem Besitzer Glück bringen sollte. Die Wurzeln sollten angeblich nur durch einen schwarzen Hund ausgezogen werden können und alsdann wie ein Kind schreien. Solche Alraunmännchen wurden zu hohem Preise verkauft.

In Westindien, Mittelamerika und Venezuela wächst der berüchtigte Manschinellenbaum. Er erinnert in seinem ganzen Aussehen an unseren Apfelbaum. Die meist dreizähligen Aeste tragen fast eiförmige, glänzende, zugespitzte und gezähnte Blätter und einhäusige, blumenblattlose Blüthen. Die Frucht ist kugelig, roth oder gelblich und sieht einem Apfel ähnlich. Sie enthält, wie der ganze Baum, einen ungewöhnlich scharfen Milchsaft, welcher Blasen auf der Haut erzeugt und dessen Genuß tödtlich wird. Es ist viel über diesen Baum gefabelt und er ist auch in der Meyerbeer'schen Oper „Die Afrikanerin“ als Manzanillobaum auf die Bühne gebracht worden.

Auf Java wächst der Upasstrauch. Der armsdicke Stamm umschlingt windend und kletternd die Baumstämme und besitzt zum Festklammern lange, starke Ranken. In den Achseln der großen, glänzend grünen Blätter sitzen reiche Dolden grünlichweißer, sehr wohlriechender Blüthen (Fig. 1), welche eine kugelige Frucht (Fig. 2) liefern, in deren Fruchtfleisch zahlreiche abgeplattete Samen liegen. Aus der Wurzel wird ein ungemein stark wirkendes Pfeilgift gewonnen.



Aronstab (Arum maculatum).

Auf eine leichte Verwundung von einer damit vergifteten Waffe, einem kleinen Pfeile aus hartem Holze, welcher aus einem Blasrohre geschossen wird, fängt der Tiger an zu zittern, steht unbeweglich eine Minute da, stürzt dann plötzlich wie vom Schwindel ergriffen nieder und stirbt in kurzen, aber heftigen Zuckungen.

In feuchten, schattigen Wäldern Südamerika's wächst

eine sehr wichtige Giftpflanze, die Ipecakuanha. Der knotig gelioderte Wurzelstock besitzt hin und her gebogene Wurzeln, welche mit ringförmigen, dicht hintereinander liegenden Wülsten bedeckt sind. Der oberirdische Stengel ist am Grunde holzig, an der Spitze krautig und vierkantig. Er ist fast einfach und trägt kurzgestielte, längliche oder verkehrt-eiförmige, ganzrandige, dunkelgrüne Blätter, an deren Grunde tief zerschlitzte Nebenblätter stehen.



Alraunpflanze (Mandragora officinalis).

Die Blüthen stehen in Köpfchen, welche von becherförmig verwachsenen Deckblättern umhüllt werden. Die Frucht ist eine fleischige, eiförmige Steinfrucht von anfangs purpurner, dann schwarzvioletter Färbung mit blaßgelblichen Samen.

Die Rinde, namentlich der Wurzeln, hat einen widerlich bitteren Geschmack, welcher von einem Alkaloid, dem Emetin, herrührt. Dasselbe ist giftig und Brechen erregend. Die Rinde bietet jedoch zugleich ein sehr wirksames Arzneimittel und wird deshalb in großer Menge gesammelt und in den Handel gebracht. Ihre Wirkung ist schon seit

langer Zeit bekannt. Bereits im Jahre 1625 empfahl ein in Brasilien lebender portugiesischer Mönch die Rinde als Arzneimittel. Man hat die Pflanze deshalb auch in neuerer Zeit in Ostindien mit Erfolg angebaut.

Schließlich wollen wir dem Leser noch eine deutsche



Manschinellenbaum (Hipomane Mancinella).

Giftpflanze vorführen, welche wegen ihrer Verbreitung und der allgemein schädlichen Wirkung, die sie oft auf ganze Bevölkerungskreise ausübt, eine etwas ausführlichere Besprechung verdient. Es ist das auf den Roggenähren sich bildende Mutterkorn.

Wenn die lauen Frühlingslüfte die Schneedecke schmelzen, dann zeigt sich, ehe noch die Wiese sich zu schmücken beginnt, das Getreidefeld in üppigem, mildem Grün. Bald steigt der Halm mit saftiger Röhre empor, und an der

Spitze bricht die Aehre hervor. Dann wandelt der Landmann froh durch die hohen Aehrengassen und freut sich der reichen Ernte. Doch nicht selten wird ihm diese Freude



Upasstrauch (Strychnos Tieute).

bei näherer Besichtigung getrübt. Statt der schwellenden Getreidekörner findet er in zahlreichen Roggenähren 40 Millimeter lange und bis 6 Millimeter dicke, stumpf dreikantige, meist auf jeder Seite mit einer mehr oder weniger tiefen Längsfurche versehene, bogenförmig gekrümmte, schwarz-

violette, schwarz bereifte Körper: das Mutterkorn. Es findet sich an der Stelle, wo sonst ein Roggenkorn sitzen würde.

Was ist nun dieser räthselhafte Körper, der an Stelle



Ipecakuanha (Cephaëlis Jpecacuanha).

des Roggenkorns getreten ist, und wie entsteht er? Früher waren darüber allerlei abenteuerliche Meinungen verbreitet, die erst in unserem Jahrhundert der Forschung gewichen sind.

Pflanzen wir solch' ein Mutterkorn im Januar oder Februar

nicht zu tief in einen Topf mit mäßig feucht gehaltener Erde und bedecken es mit einer Glasglocke, so reißt nach ungefähr drei Wochen die Rinde spaltenartig auf, und aus den Rissen dringen kleine kugelige Köpfchen hervor, welche sich zu einem kleinen, anfangs gelblichen, später röthlichen und endlich purpurnen champignonähnlichen Pilz entwickeln. Auf der Oberfläche des Köpfchens befinden sich zahlreiche kleine Wärzchen mit je einer winzigen Oeffnung, von welcher ein dünner Gang in einen birnenförmigen Hohlraum, das Perithecium, führt. Wir können dasselbe mit dem Kernhause eines Apfels vergleichen. Wie in letzterem die Kerne liegen, so befinden sich in den Perithecien die sogenannten Sporen, welche gleich den Apfelkernen einer neuen Pflanze Ursprung geben. Die Sporen liegen allerdings nicht frei, sondern sind in lange, schlanke, keulenförmige Schläuche eingeschlossen, welche in großer Zahl neben einander liegen. Jeder Schlauch enthält acht lange, sehr dünne, fadenförmige Sporen. Indem die Schläuche zerreißen, kommen die Sporen hervor und treten durch die Mündung der Warze an die Oberfläche.

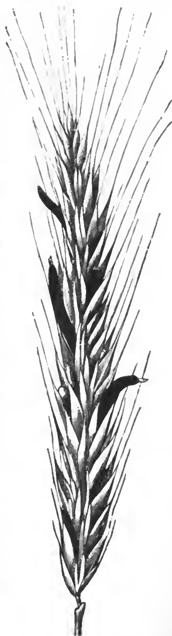
Der Wind weht die ungemein leichten Sporen weit umher. Die meisten finden keine günstige Bedingung zum Wachsen, aber von der unendlichen Menge gelangen einige doch an den Ort ihrer Bestimmung, auf den Fruchtknoten einer Roggenpflanze. Hier beginnt die Spore zu Pilzfäden auszuwachsen, welche bald ein Filzgewebe um den Fruchtknoten bilden, das sogenannte Mycelium des Pilzes. Auf der gesammten Oberfläche desselben entstehen dicht gedrängte, zahlreiche kurze Aeste, welche sich an ihrer Spitze abschnüren und dadurch kleine, eiförmige Zellchen, die Konidien, erzeugen. Zugleich sondert das Mycel eine gelbliche oder bräunliche, übelriechende, klebrige Flüssigkeit ab, den sogenannten Honigthau des Roggens.

Wenn nun Insekten die Pflanze besuchen, um den

süßen Saft zu lecken, so kleben die Konidien an ihrem Körper und werden von ihnen auf andere Fruchtknoten übertragen. Dort wachsen sie zu einem neuen Mycel aus. So wird der Pilz von Fruchtknoten zu Fruchtknoten, von Aehre zu Aehre übertragen.

Nachdem das Mycel eine Zeitlang Honigthau und Konidien abgesondert hat, dringt es tiefer in die Masse des Fruchtknotens ein, zerstört denselben und nimmt nun selbstständig seinen Platz ein. Es erscheint jetzt als ein schmutzigweißer Körper mit faltig gewundener, schmieriger Oberfläche, welche die Länge der Spelzen überragt. Das schon dicht verflochtene Mycel beginnt nun vom Grunde aus sich noch mehr zu verdichten, indem zahlreiche neue Aeste entstehen, welche sich zwischen die vorhandenen einschieben. Das Innere bleibt weiß, die äußere Oberfläche nimmt allmälig eine schwarzviolette Färbung an, und so entsteht das Mutterkorn.

Der Grund, weshalb sich das Mutterkorn bildet, ist



Mutterkorn (Secale cornutum).

leicht einzusehen. Die einzelnen zarten Mycelfäden würden der Kälte des Winters nicht trotzen können und sämmtlich zu Grunde gehen. Der festen, von einer dicken Rinde bedeckten Masse des Mutterkorns kann jedoch die Winterkälte nichts anhaben. Sie überdauert den Winter ohne Schaden und bringt im folgenden Jahre eine neue Generation hervor. Deshalb bezeichnet man auch das Mutterkorn als Dauermycel.

Das Mutterkorn hat einen schwachen, eigenartigen Geruch und enthält zwei Alkaloide, das Ergotin und Ekbolin. Die Giftigkeit des Mutterkorns wird wahrscheinlich durch das letztere bedingt.

Mehl aus schlecht gereinigtem Roggen, welcher viel Mutterkorn enthält, liefert ein Brod von bläulichem Aussehen und widerlichem Geschmacke. Wird das Mutterkorn mit demselben in größerer Menge genossen, so verursacht es die Kriebelkrankheit. Der Kranke empfindet ein kriebelndes, juckendes Gefühl, die Verdauung ist gestört; es treten konvulsivische Zuckungen auf nebst heftigem Fieber, und nicht selten erfolgt der Tod. In Hungerjahren ist die Kriebelkrankheit schon häufig epidemisch aufgetreten, erklärlicherweise hauptsächlich bei der ärmeren Bevölkerung. So zeigte sie sich 922 in Spanien und Frankreich, 1577 in Hessen, 1588 in Schlesien, 1648 im Voigtlande, 1770 und 1771 in ganz Deutschland.

In geringen Gaben dient das Mutterkorn als wichtiges Heilmittel bei Frauenkrankheiten und wird deshalb auch vielfach gesammelt und an die Apotheken und Droguenhandlungen verkauft.



Mannigfaltiges.

Emile Augier und der Drehorgelspieler. — Eines Tages besuchte der berühmte französische Dramatiker Augier seinen Freund Jules Sandeau, als ein italienischer Orgelspieler unter dem Fenster zu leiern begann. Sandeau, welcher sehr nervös war, warf dem Manne einen halben Franken herunter und sagte: „Nehmen Sie das, mein Lieber, und machen Sie, daß Sie fortkommen."

„So wollen Sie diese Plagegeister los werden?" sagte Augier, „der Mann kommt bestimmt morgen wieder."

„Ja, aber was soll ich denn machen?"

„Das will ich Ihnen sagen. Ich wohnte in der Rue des Martyrs, dem Lieblingsaufenthalt der wandernden Musiker. An demselben Tage, an dem ich in meine neue Wohnung einzog und eben aus dem Fenster blickte, bemerkte ich einen dieser Virtuosen, der sich auf dem Hofe aufgestellt hatte und das ‚Miserere' zu leiern begann. Ich gab Zeichen meiner innigsten Befriedigung von mir. Darauf spielte er den Walzer von Strauß: ‚Rosen aus dem Süden.' Ich nahm einen Stuhl und setzte mich auf den Balkon. Jetzt ging der Drehorgelspieler zu Offenbach über. Ich klatschte vergnügt in die Hände und rief meine sämmtlichen Hausgenossen zusammen, damit sie der Musik beiwohnen konnten. ‚Da capo!' rief ich entzückt hinunter. Der Mann spielte seine sämmtlichen Nummern noch einmal und nahm dann seine Mütze ab, um den Lohn für seine Leistungen zu empfangen. In diesem Augenblick aber verschwand ich spurlos und stellte mich hinter die Vorhänge meines Fensters. Der Mann starrte nach meinem

Balkon herauf und machte ein ganz verzweifeltes Gesicht. Schließlich nahm er die Drehorgel auf die Schulter, nachdem er sich sorgfältig die Nummer meines Hauses angesehen. Diese Prozedur habe ich vier- oder fünfmal mit seinen Kollegen wiederholt, und seitdem hat sich kein Drehorgelspieler mehr in der Nähe meiner Wohnung blicken lassen." L–n.

Ein verwunschener Prinz. — Herzog Philipp von Burgund, genannt der Gute, Vater Karl's des Kühnen, ging einst nach dem Abendessen mit einigen Hofkavalieren durch die Straßen von Brügge. Als die Herren auf den Marktplatz kamen, fanden sie einen Betrunkenen, der an der Erde lag und fest schlief. Dem Herzog stieg alsbald ein Gedanke auf, wovon er sich und seinem Hofe viel Unterhaltung versprach. Der Betrunkene wird leise aufgehoben, auf's Schloß getragen, entkleidet und zu Bett gelegt, nachdem man ihm eine köstliche Nachtmütze und ein zartes Hemd angezogen.

Am anderen Morgen, sowie er die Augen öffnet, stehen Edelknaben, Kammerdiener, und mit ihnen der Haushofmeister vor seinem Bett und fragen unterthänigst, ob Seine fürstlichen Gnaden aufzustehen belieben?

Die Getrübtheit des Bewußtseins, verbunden mit der Bestürzung über das Wunderbare, Unbegreifliche, was auf ihn einstürmt, läßt ihn nicht Worte finden, und stumm läßt er sich köstlich ankleiden, geht mit dem Hofstaat zur Messe und dann zur Tafel. Ein Protest, zu dem er sich ermannt, wird von der ganzen Umgebung mit allen Zeichen mißbilligender Verwunderung zurückgewiesen, kein Wunder, daß er sich namentlich beim Anblick des reichbesetzten Tisches der Logik der Thatsachen ergibt.

Nach der Mahlzeit wird ein Spieltisch mit Karten gebracht, man legt einen Beutel voll Dukaten vor ihn hin und er geruht, ein Spielchen zu machen. Nachdem er die Nachmittagsstunden zu einem Spaziergange in den Lustgärten benutzt, wird der Held zum Abendimbiß geführt. Es fehlt nicht an Musik, ja ein Ballet soll auf's Angenehmste ihn unterhalten — aber mehr als dieses ziehen ihn die großen Gläser an, mit denen so emsig aufgewartet wird, daß er bald wieder trunken und in einen tiefen Schlaf begraben wurde.

In diesem Zustande ließ ihn Herzog Philipp, in seine gestrigen Lumpen wieder gesteckt, an eben den Ort legen, wo er ihn die vorige Nacht gefunden hatte. Das zweite Erwachen brachte dann dem armen Teufel die fatale Enttäuschung, doch war er so klug, das Ganze für einen Traum zu halten.

Bekanntlich ist dieses thatsächliche Vorkommniß mehrfach von Schriftstellern und Dramatikern benutzt worden. C. T.

Eine merkwürdige chinesische Einrichtung gibt es, von der es fast Wunder nimmt, daß sie sich in Europa noch nicht eingebürgert hat, das ist die weibliche Profession der Neuigkeitserzählerinnen. Jeden Tag besuchen nämlich alte Damen die Häuser der Reichen, melden ihre Anwesenheit durch Trommelschlagen an und fragen, ob sie zur Unterhaltung der gelangweilten Hausfrauen beitragen könnten. Werden sie angenommen, so setzen sich diese chinesischen Berufsklatschbasen in einen Winkel auf eine Matte und berichten über die jüngsten Skandale, erzählen pikante Geschichten und die neuesten Witze. Sie sollen sehr gute Geschäfte machen. —dn—

Eine kaiserliche Zurechtweisung. — Kaiser Joseph II. von Oesterreich stand eines Tages an dem Fenster seines Arbeitszimmers in der Hofburg und sah, daß der wachthabende Lieutenant im Hofe stand und den Leuten, welche ihn grüßten, nicht dankte. Sogleich ließ er den jungen Mann zu sich befehlen und fragte ihn: „Ihr Vater verwandte wohl viel auf ihre Erziehung?"

„Ja, Eure Majestät!" gab der Lieutenant zur Antwort, in der Hoffnung, daß der Kaiser ihn zu protegiren beabsichtige. „Wir Kinder hatten vorzügliche Lehrer."

„So? Das wundert mich!" entgegnete der Monarch. „Wie kommt es da, daß Sie nicht höflicher sind und den Leuten, welche Sie grüßen, nicht danken? — Merken Sie sich, junger Mann, ein freundliches Gesicht und ein artiger Gruß kosten nichts, bringen aber oft Vieles ein!" E. K.

Damenkonfektion vor 4700 Jahren. — Die älteste Schneiderinnenrechnung ist neulich auf einer Steintafel, die vom Tempel zu Nippur in Chaldäa stammt, in Paris entziffert worden. Sie betrifft 82 Kleider und Oberkleider, wovon 14 mit Myrrhen, Aloe und Kassia parfümirt sind. Die sachlichen Einzelheiten waren

nicht zu entziffern, es handelt sich dabei um geschäftlich-gewerbliche Ausdrücke, die der heutigen Welt fremd sind. Nach der Form der Schrift und den sonstigen Angaben ist diese Kleiderrechnung etwa um das Jahr 2800 vor unserer Zeitrechnung zu setzen. St.

Auch eine Besichtigung. — In jener Zeit, die der Schlacht bei Jena vorausging, war der Kurfürst von Hessen-Kassel Inspektor der westfälischen Regimenter. Als solcher kam er jährlich auch nach Hamm und begab sich auf den Platz, wo das Regiment aufmarschirt dastand. Dann ging er mit großem Gefolge die Front hinunter und rief zu wiederholten Malen: „Schöne Leute!" Nun folgte aber die eigentliche Besichtigung. Er trat hinter die Mannschaften, zog einen Zollstab aus der Tasche und maß die Zöpfe. Da war nun einer zu lang, der andere zu kurz, dieser zu dick, jener zu dünn, bald war er zu nahe am Kopfe angebracht, bald stand er zu weit von demselben ab, kurz, nur wenige Zöpfe fanden Gnade vor seinen Augen. „Ach, Herr Oberst," pflegte er dann zu sagen, „es ist grausam schwer, einen guten Zopf zu machen!" D.

Immer sparsam. — Der berühmte französische Schriftsteller Hyppolite Taine war ein sehr sparsamer Herr und für Wohlthätigkeitsbestrebungen nicht leicht zu haben. Eines Tages empfängt er den Besuch eines Jugendfreundes, der ihn in den flehentlichsten Worten um Unterstützung bittet. Schweigend tritt Jener an seinen Schreibtisch, nimmt ein Blatt Papier, schreibt ein paar Zeilen darauf und reicht es dem Bittsteller mit den Worten: „Hier ist mein Autograph, nach meinem Tode wird man Ihnen darauf überall fünfzig Franken geben." L—n.

Grob. — „Es ist doch merkwürdig," sagte der als langweiliger Schwätzer bekannte Baron v. Meiern zu Saphir, „daß mir immer des Abends die Beine einschlafen."

„Das ist doch kein Wunder," versetzte der Humorist, „befinden sich Ihre Beine doch den ganzen Tag in Ihrer Gesellschaft." L—n.

